

Charlotte da Silva
SEELenfÄNGER
JÄGER UND GEJAGTE

Charlotte da Silva

Seelenfänger
Jäger und Gejagte

Fantasyroman

Copyright © 2014 by Henning Verlag
da Silva, Charlotte: Seelenfänger – Jäger und Gejagte
2. Auflage Mai 2015

Alle Rechte am Werk liegen beim Verlag:
Henning Verlag
Baukelroder Weg 18
38536 Meinersen

E-Mail-Kontakt: Henning-Verlag@t-online.de
Umschlagabbildung: © Goss Vitalij/fotolia.com
Korrektur: Jana Oltersdorff (<http://laetitia-koenkamp.blogspot.de/p/service-fur-autoren.html>)
Lektorat: Katharina Kopitz
ISBN: 1496165101
ISBN-13: 978-1496165107

*Für meine Familie,
die immer für mich da ist.*

MÄRZ 1479

Prolog: Ein Ritter kehrt heim

Dunkelheit zog nach einem arbeitsreichen Tag, gepaart mit der Stille, in die Stadt, in deren Mittelpunkt eine steinerne Burg thronte. Strahlend rot ragte sie in der untergehenden Sonne in den Himmel empor und wirkte wie ein Fels in der Brandung mit ihren dicken, steinernen Wehrmauern.

Das letzte Tageslicht flutete die Reetdächer der umliegenden Häuser mit einem nicht ganz so kräftigen Purpur, das langsam immer dunkler wurde und schließlich von der Dunkelheit verschluckt werden würde. Durch die Straßen wehte ein kühler, schneidender Wind; der letzte Nachzügler aus dem Heer des Winters, bevor dieser endgültig abziehen würde und den Platz freimachte für den Frühling, der sich mit seinem frischen Grün, den Knospen und Frühlingsblumen energisch und unermüdlich ankündigte. Hier und dort klangen noch leise Stimmen aus den Fenstern, eine Frau sang ihre Kinder in den Schlaf und irgendwo bellte ein Hund.

Richard nahm die Geräusche nur mit halbem Ohr wahr. Er war tagelang durch gefährliches Gebiet geritten, wo er stets aufmerksam hatte sein müssen. Räuber und andere Feinde hätten dort an jeder Ecke lauern können, ein gutes Gehör hatte ihm so manches Mal das Leben gerettet. Nun befand er sich größtenteils außer Gefahr und gestattete sich, seine Gedanken, die zuvor stets um seine Sicherheit kreisten, frei zu lassen und sich zu entspannen. Er sog die kühle Luft des Abends in seine Lungen, ließ die Hände von den Zügeln seines Pferdes ab, so dass sie frei nach unten hingen und streckte seinen Rücken durch, der durch die Last seines Kettenhemdes und die gekrümmte Position auf dem Pferd schmerzte. Sein Hengst trottete schnaubend ohne Führung durch Richards Hände weiter. Er kannte den Weg hinauf zur Burg, schließlich ging ihn das Tier in letzter Zeit oft, denn Fürst Walther von Faraburg hatte

immer wieder Aufträge für seinen Ritter gehabt, dem dieses Vertrauen seines Fürsten durchaus schmeichelte.

Richard fühlte sich lebendig, stark und gesund. Ein gutes Gefühl, er genoss es. Zwar war sein Kettenhemd auch in der aufrechten Position schwer, und seine Glieder schmerzten vom langen Ritt und den Strapazen der vergangenen Tage, doch das steigerte sein Lebendigkeitsgefühl nur noch. Der Ritter fasste die Zügel wieder und warf einen Blick in eine Seitengasse, als er Stimmengemurmel hörte. Mehrere Frauen kamen auf ihn zu – manche torkelnd – und scharrrten sich um ihn. Alle trugen gelbe Bänder an ihren Kleidern, die sie als Dirnen kennzeichneten.

»Wie wäre es mit uns, Hübscher?«, fragte die eine oder andere.

Sie bissen sich verführerisch auf die Lippen, zeigten ihm ihre Zungen, in dem sie sich scheinbar zufällig über die Lippen leckten und fassten sich an die Busen.

»Ich bin nicht teuer«, sagte eine.

»Aber auch nicht gut, nimm lieber mich«, fuhr eine andereforsch dazwischen. Richard schüttelte schmunzelnd den Kopf, seine grauen Augen waren freundlich, aber entschlossen.

»Heute nicht, meine Damen, ihr verschwendet eure Zeit. Lasst mich durch«, bat er, und die Frauen zogen verärgerte und enttäuschte Gesichter, machten aber nach und nach Platz. Richard war zum einen zu müde für eine Dirne, zum anderen freute er sich auf seine Gemahlin, mit der er seit beinahe einem Jahr vermählt war. Kathrina war wesentlich jünger als er, beinahe halb so alt und in seinen Augen wunderschön, was ihn schließlich dazu veranlasst hatte, ihr den Hof zu machen. Sein erstes Eheweib war bei der Geburt seines Sohnes verstorben und das Kind mit ihr. Er hatte lange mit ihrem Verlust gehadert, denn sie war für ihn nicht nur seine Gemahlin gewesen, sondern auch eine gute Freundin und Partnerin. Kathrina war jung und schön – mehr jedoch nicht. Anders als Richards erste Gattin, die eine hohe Mitgift in die Ehe gebracht hatte, kam sie aus

einer Familie, die ihre Mittellosigkeit hinter einem guten, angesehenen Namen verstecken konnte. Richard hatte das von Anfang an gewusst, sein Interesse an Kathrina beruhte aber nicht auf Geld und anderen Werten, sondern ausschließlich auf dem Wunsch, wieder eine Partnerin zu haben, die ihm Erben schenken konnte. Wenn diese auch noch jung und hübsch war und er ihr damit aus der Bedrängnis helfen konnte, in die der Vater sie mit seiner verschwenderischen Art gebracht hatte – weshalb auch nicht? So war er eine neue Ehe mit der viel jüngeren Kathrina eingegangen. Sie war 16 an jenem Tag und er bereits 37. Die Hochzeitsnacht war eine mittlere Katastrophe gewesen, in der er lediglich seine Pflicht vollzogen hatte vor Gott und den Menschen, die auf einen Beweis von Kathrinas Jungfräulichkeit warteten. Danach hatte er seine junge Braut in Ruhe gelassen und zu Beginn ihrer Ehe eher väterliche Gefühle entwickelt, als jene, die ein Liebhaber empfand. Obwohl es ihm anfangs schwer fiel, ignorierte er die derben Scherze der anderen Ritter, die ihn unverblümt nach seiner Zeugungskraft fragten, nachdem sich bei Kathrina auch nach einem Vierteljahr noch keine Schwangerschaft ankündigte. War Richard anfangs noch innerlich tobend aus dem Rittersaal geeilt und hatte ernsthaft überlegt, die Witzbolde einen Kopf kürzer zu machen, tat er nach einer Weile die aufdringliche Frage mit den Worten ab: »Gut Ding will Weile haben, und was passiert, wenn man zu schnell mit dem Kinderzeugen ist, sieht man an euren nichtsnutzigen Söhnen«.

Daraufhin lachten die anderen Ritter und hörten auf, ihren Kampfgefährten weiter mit ihren Fragen zu triezen. Nach einigen Monaten hatte Kathrina endlich ihre Scheu abgelegt und war neugieriger auf ihn geworden. Nun führten sie endlich eine normale Ehe, er liebte seine Gattin vielleicht nicht so, wie er sein erstes Eheweib geliebt hatte, aber so sehr, dass er sich wünschte, Kathrina würde für den Rest seines Lebens bei ihm sein. Richard betete darum, dass sie durch ihre Jugend stärker sein würde als seine

erste Frau, wenn es an der Zeit für sie war, ihm einen Sohn zu schenken. Kathrina machte ihn glücklich und er, so hoffte Richard, auch sie. Wenn er auf Reisen war – was in letzter Zeit oft vorkam – ließ er sich gerne gelegentlich von einer Hübschlerin verführen, ansonsten blieb er seiner Gemahlin treu. Er fand das nur gerecht, schließlich wollte er auch Kathrina niemals mit einem anderen Mann teilen müssen. Bei Frauen war es mit der Treue natürlich noch strenger, aber Richard erlaubte es sich, sich einen guten Ehemann zu nennen trotz seiner Ausflüge zu Dirnen auf Reisen. Er war bedacht darauf, dass es seiner Gemahlin gut ging, hatte noch nie Hand an sie gelegt und behandelte sie so, wie er auch behandelt werden wollte: mit Respekt und Würde.

Überrascht stellte der Ritter plötzlich fest, dass ihn sein Pferd bereits ans Ziel geführt hatte, schnaubend im Burghof vor dem Stall stand und in freudiger Erwartung auf einen Sack Hafer mit dem Huf scharrte. Bevor Richard seinen steifen Körper aus dem Sattel hievte, tätschelte er sein Reittier dankbar für den erfolgreichen Ritt. Richard strich sich seine schulterlangen, dunklen Haare zurück, die ihm durchs Absteigen vom Pferd ins Gesicht gefallen waren. Er übergab die Zügel dem Stallburschen, der schlaftrunken und mit einer Frisur, in der ein Vogel hätte nisten können, aus dem Heu gekrochen kam.

»Weiterhin eine gute Nacht«, sagte Richard lächelnd und machte sich auf, um das letzte Stückchen des Weges hinauf zur Faraburg zu Fuß zu gehen. Als er vor dem Eingang ankam, nickten ihm die Wachen zu, und ein Dienstbote hastete davon, um dem Hausherrn Richards Ankunft mitzuteilen. Der Ältere der beiden Wachen blickte argwöhnisch zur Seite, und Richard folgte seinem Blick. Ein junger Hund kauerte winselnd in der Ecke und suchte offensichtlich Anschluss.

»Elender Köter, scher dich fort, oder ich ersäufe dich...«, knurrte der alte Wachmann.

Richard musterte das Tier. Der Hund war noch ein Welp

und abgemagert, ließ sich aber durch die drohenden Worte nicht abschütteln. Als der ältere Wachmann ernst machen wollte und nach dem kleinen Hund griff, mischte sich Richard ein.

»Gebt ihn mir ... Ich werde mich um ihn kümmern.«

Verächtlich betrachtete der alte Wachmann den Ritter, und Richard konnte in seinem Gesicht förmlich ablesen, was dieser dachte: Ein Ritter, der in unruhigen Zeiten ständig tötete, sollte kein Mitleid mit einem Köter haben. Das war mehr als beschämend! Mitleid allgemein war für einen Ritter beschämend und dann noch mit einer so niederen Kreatur ...

»Ein Hund auf meinem Anwesen ist eine gute Anschaffung, und dieser kleine Kerl hier wird sicher einmal gute Wachdienste tun«, erklärte er sich und stellte seine Würde somit wieder her.

»Wie Ihr meint«, kam die knappe Antwort, und Richard betrat mit dem Hund auf dem Arm die Burg. Als er einen Küchenjungen um die Ecke huschen sah, ergriff er die Gelegenheit.

»Ihr kommt wie gerufen! Sagt: Könnt Ihr dem Tier etwas zu essen geben, solange ich beim Fürsten bin?«

Der Junge war sich offensichtlich unsicher, beim Anblick des stattlichen Ritters entschied er sich jedoch, dessen Wunsch zu erfüllen, und nahm den kleinen Hund mit in die Küche. Richard wartete geduldig einige Minuten, ehe der Diensthote mit Nachricht vom Fürsten zurückkehrte.

»Mein Herr, bitte folgt mir«, sagte er und eilte mit forschen Schritten voran. Bei jedem Schritt, den der Ritter tat, raselte sein Kettenhemd und quietschte das Leder seiner Kleidung. Richard hatte das Gefühl, dass diese Geräusche unglaublich laut waren, beinahe störend. Fürst Walther kam ihm bereits im Flur entgegen, und der Diensthote verabschiedete sich hastig.

»Ritter Richard, wie ich sehe, meint es der Herrgott gut mit Euch. Lebendig und unversehrt kehrt Ihr zu mir zurück! Und das«, er warf einen prüfenden Blick den Gang ent-

lang, »früher als erwartet.«

Richard senkte höflich den Kopf, als ihn sein Herr begrüßte. »Ganz recht, ich konnte Euren Auftrag erfüllen.«

Sein scharfer Blick sagte ihm, dass der Fürst nervös war. Offensichtlich hatte er noch nicht geschlafen, seine Kleidung verriet aber, dass er bereits in seinem Schlafgemach gewesen sein musste. Der Fürst war jung, hatte ein freundliches Gesicht, von dem Richard sich aber nicht täuschen ließ. Fürst Walther war bekannt für so manche Intrige, selbst gegen seinen eigenen Vater.

»Sehr gut! Legt Eure Waffen ab und kleidet Euch um, dann kommt ins Kaminzimmer, Ihr müsst mir unbedingt Bericht erstatten.«

Richard verneigte sich. Lieber hätte er sofort von seiner Reise erzählt und wäre dann zu seiner Gemahlin geeilt, aber er wagte es nicht zu widersprechen. Walther war ihm freundlich gesonnen, und das sollte sich auch nicht ändern.

Während Richard eine kleine Kammer aufsuchte, in der er sich entwaffnen konnte, eilte ihm eine üppige Magd nach, die Walther geschickt hatte, um ihm aus dem Kettenhemd zu helfen. Als ihm die Last von den Schultern genommen war, fühlte er sich leicht wie eine Feder. Die Magd holte ihm eine Schale mit frischem Wasser und ließ ihn allein. Als Richard sein Spiegelbild in der Flüssigkeit betrachtete, entfuhr ihm ein Seufzen. Die Jahre hatten ihn verändert, um seine grauen Augen gruben sich immer mehr Fältchen in die Haut, und hier und dort stahl sich ein graues Haar in seinen Bart. Richard war sich darüber bewusst, dass er seine besten Jahre hinter sich hatte. Viele andere Ritter waren erst gar nicht so alt geworden. Sie waren in der Schlacht gefallen oder von einer Krankheit dahin gerafft worden. Nur wenige hatten das Greisenalter erreicht, und Richard fragte sich, ob ihm dieses Glück vergönnt sein würde.

Richard zerstörte sein Spiegelbild, indem er mit den Händen Wasser schöpfte und sein Gesicht wusch. Seine Gedanken ließen sich jedoch nicht so leicht verscheuchen. Er

fühlte sich zwar noch stark und lebendig, wie schnell sich dies ändern konnte, wusste er aus eigener Erfahrung. Er musste endlich mehr Zeit mit seiner Gemahlin verbringen, schließlich wollte er nicht ohne Erben aus der Welt scheiden, ganz gleich, wann dies sein würde. Vielleicht bekam er heute die Gelegenheit und konnte Walther ganz unverfänglich um etwas Ruhezeit bitten, schließlich war er nicht der einzige vertrauenswürdige Ritter, der Walthers Aufträge ausführen konnte. Dann würde er sich ein paar Wochen auf sein Gut zurückziehen, gemeinsame Stunden mit seiner Gattin verbringen und so Gott ihm gnädig war, würde sich dann vielleicht auch endlich eine Schwangerschaft bei Kathrina einstellen. Richard lächelte. Ein Kind würde ihm gewiss auch noch einmal Kraft und Freude für die Zukunft schenken.

Beseelt von diesem Gedanken wandte er sich von der Wasserschale ab, band seine Haare neu zusammen, entledigte sich der restlichen ledernen Schützer an seinen Beinen und Armen und ordnete seine Kleidung. So konnte er seinem Fürsten gegenüber treten, ohne in Schande zu verfallen. Er trat aus der Tür und wartete auf den Dienstboten, den er hastig den Gang entlang rennen sah. Richard hätte den Weg zwar auch alleine gefunden, aber er wusste, dass Walther es nicht schätze, wenn sein Personal nachlässig war, und er wollte dem jungen Mann Ärger ersparen. Der Dienstbote nickte ihm dankbar zu, keuchte einmal kurz und setzte dann ein steifes Gesicht auf, als er Richard in das Kaminzimmer brachte.

Walther war noch nicht anwesend, doch er betrat kurz darauf das Zimmer. Seine Haare waren zerzaust und seine Kleidung unordentlich, wahrscheinlich hatte er sich noch mit einer Geliebten vergnügt. Walther lächelte, offensichtlich bemerkte er, dass Richard ihn durchschaut hatte. Mit einer auffordernden Handbewegung lud er Richard ein, sich mit dem Wein zu erfrischen, den eine Magd kurz zuvor gebracht hatte. Dem Ritter entging nicht, dass es hin-

ter der Tür, die Walther gerade geschlossen hatte, scheperte. Wahrscheinlich hatte der Fürst Wachen aufstellen lassen, damit sie nicht gestört oder belauscht wurden. Entgegen Richards Vermutung, dass er nun sprechen sollte, sprach der Fürst.

»Ihr seid ... schwierig, Ritter Richard von Weißenberge.« Dass ihn sein Herr mit seinem vollen Namen ansprach und in einer Tonlage, die etwas Verächtliches beinhaltete, versetzte Richard in höchste Anspannung. Dennoch versuchte er, seine Miene beizubehalten, die diesen Gemütszustand nicht verriet. Walther ging im Raum auf und ab wie ein Jäger, der auf den Moment wartete, indem er sich auf seine Beute stürzen konnte. Richard verstand die herausfordernde Geste seines Gegenübers nicht und zeigte ihm das durch einen irritierten Blick. Der Fürst schien amüsiert über Richards Ratlosigkeit.

»Ich habe Euch in den letzten Monaten fünf Aufträge gegeben. Anfangs ließ ich noch Männer mit Euch reiten, zum Schluss schickte ich Euch alleine fort. Bei fast jedem Mal, in dem Ihr in Begleitung wart, sind einige Männer gestorben, aber Ihr selbst bleibt stets unversehrt ... Was ist Euer Geheimnis?«

Richard schüttelte den Kopf.

»Mein Herr, ich verstehe nicht ...«

Der Fürst hob die Hand. »Lasst mich erklären, bevor Ihr mich mit Eurem Geschwätz ermüdet, von Weißenberge ... Diese Aufträge waren stets mit einem – nun sagen wir – gewissem Maß an Gefahr verbunden. Ihr seid dieser stets entgangen, so lasst Ihr mir keine andere Wahl ...«

Richard wusste, wann eine Situation gefährlich wurde, und gerade jetzt war dieser Moment, der ihm einen Schauer über den Nacken trieb. Ein schier mächtiges Verlangen drängte ihn, sein Schwert zu ziehen, doch seine Hand griff ins Leere.

»Wenn ich Euch erzürnt habe, dann vergebt mir. Aber Eure Aufträge habe ich stets so ausgeführt, wie Ihr es befohlen hattet, Durchlaucht.«

Walther, offensichtlich belustigt durch Richards Bemühungen, ihm seinen ergebendsten Respekt zu versichern, lächelte. »Oh, ich denke nicht, dass dem anders ist. Ich kenne Eure Treue. Mein ganzes Leben lang kenne ich Euch, und ich weiß um Eure Ehre und Euer Pflichtbewusstsein.«

Richard beobachtete den Fürst, der nun angespannt wirkte. Er konnte sich keinen Reim machen, weshalb sein Herr offensichtlich missgestimmt gegen ihn vorging, also versuchte er ein weiteres Friedensangebot.

»Nun, dann weiß ich nicht, was Euch so erzürnt, Herr.«

Fürst Walther nickte und kam auf Richard zu, er warf ihm etwas Glitzerndes vor die Füße.

»Ich soll Euch dies von Eurer Gemahlin geben! Mit ihren besten Grüßen ...«

Erst jetzt, da Walther ihm so nahe gekommen war, bemerkte der Ritter, dass der Fürst stark nach Alkohol roch. Richard hob langsam das glitzernde Etwas auf und erkannte es als die Kette seiner Frau Kathrina. Er hatte keinen Zweifel, schließlich war das Amulett mit einem Schriftzug von ihm an seine Gemahlin versehen: *In ewiger Liebe, Richard.*

Im selben Moment verstand er. Kathrina legte das Amulett niemals ab. In ihrer sogenannten zweiten Hochzeitsnacht, nachdem Kathrina ihre Furcht vor ihm überwand, hatte Richard es ihr geschenkt. Sie hatte geschworen, es zu tragen, bis ihre Liebe zu ihm erloschen sein würde. Richard war sich damals sicher, dass Kathrina ihren oder seinen Tod meinte und nicht den Umstand, sich einen Geliebten in ihr Bett zu holen.

»Im Übrigen ist sie gesegneten Leibes. Sie trägt einen Sohn in ihrem Bauch – meinen Sohn, wie ich annehme, denn Ihr wart in der letzten Zeit viel zu oft abkömmlich, als dass er von Euch sein könnte ...«, rissen Walthers gehässige Worte den Ritter grob aus seinen Gedanken. Keine Regung ließ erahnen, wie sich Richard fühlte, doch in seinem Inneren loderte ein stechender Schmerz wie von einer frisch

geschlagenen Wunde.

Abermals griff seine Hand ins Leere und fand sein Schwert nicht. Dann heftete sich sein Blick auf den Becher Wein, aus dem er gerade getrunken hatte. Walther lachte schallend.

»Aber von Weißenberge... Haltet Ihr es für möglich, dass ich euch – wie es ein Weibsbild tun würde – mit Gift aus der Welt schaffe? Ich bin doch kein schlechter Mensch, jedenfalls nicht so schlecht!«, begann Walther seine weitere Erklärung und klopfte Richard mit falscher Freundschaft auf die Schulter, so dass sich der Ritter bemühen musste, die Hand seines Fürsten nicht wegzuschlagen, so wider war ihm die mit so viel Falschheit beladene Geste.

»Ich habe versucht, Euch auf natürliche Weise aus dem Weg zu räumen – ehrenvoll, wie es Euch und Eurem Stand angemessen ist, aber Ihr kehrt einfach immer wieder zurück!«, begann er seine weitere Erklärung und trat auf den Tisch zu, auf dem der Weinkrug und einige andere Gefäße standen. Völlig unangekündigt hieb Walther mit der Faust darauf, so dass eine Holzschale mit getrockneten Obststücken ein Stück von ihrem Untergrund abhob und ihren Inhalt teilweise auf dem Tisch verstreute. Der Krug stürzte um und benetzte die Obststücke mit seinem roten Inhalt.

»Euer Vater kannte meinen bereits, und ich mag Euch und schätze Eure Verbindungen, weswegen es mir schwerfällt, Euch einfach selbst aus dem Weg zu räumen oder Euch einen Meuchelmörder zu schicken, aber Ihr lasst mir keine Wahl, von Weißenberge.«

Die große Hand des Angesprochenen schloss sich um das Amulett. Die Erkenntnis, dass Walther sich wahrscheinlich gerade mit Kathrina in den Betten gewälzt hatte – so nah, während er sich entwaffnet hatte – weckte den Wunsch in ihm, dem Fürsten den Schädel mit dem umgestürzten Weinkrug einzuschlagen, doch er hielt sich im Zaum. Wenn er jetzt ruhig blieb, hatte er vielleicht eine Chance zu überleben, obwohl diese mit jedem Wort, das Walther

sprach, schwand.

»Ist es auch ihr Wunsch? Mit Euch zusammen zu sein, meine ich?«, wollte sich Richard vergewissern. Seine tiefe Stimme klang ruhig und verriet immer noch nichts über seine Emotionen.

»Ob ...?«, begann Walther und lachte erneut schallend. Er schlug mit der flachen Hand gegen die Tür, und kurz darauf betrat Kathrina den Raum. Anscheinend hatte sie auf das Zeichen gewartet. Sie wirkte gefasst, streng und entschlossen. Richard blickte sie an und wartete, ob sie ihm etwas zu sagen hatte; ihre Augen verrieten eine leichte Betrübsheit.

»Ich wollte nicht, dass es so endet. Du warst gut zu mir«, begann sie, doch Richard erhob die Hand. Seine Wut und Trauer wollten überschäumen. Ihrer Tränen wegen hatte er auf alles Weitere, was außerhalb der Pflichten lag, in seiner Hochzeitsnacht verzichtet, hatte so unendlich viel Geduld mit ihr gezeigt, und nun war sie zu einer Hure herabgesunken, die leichtfertig mit seinem Leben spielte wie ein Kind mit einem Ball.

»Wie dachtest du, würde es enden? Dass ich einfach nicht wiederkehre und du deinem schlechten Gewissen entfliehen kannst, das du nicht einmal um meinetwillen hast, sondern nur aus Furcht um dein Seelenheil?«

Nun musste Richard die Worte nicht mehr zurückhalten. Er selbst sah sich verloren, und es gab nichts mehr, das er schützen musste. Kathrina senkte den Blick.

»Du verstehst nicht.«

Für einen Moment heftete sich Richards Blick auf ihren noch flachen Bauch. Dort hätte sein Sohn heranwachsen sollen! Kathrina merkte seinen Blick und faltete beschämt die Hände darüber. Zum allerersten Mal wurde Richards Stimme brüchig, als er sprach, doch war es nicht um meinetwillen.

»Was denkst du, wird der edle Fürst mit einem Kind machen, das nicht sein Eheweib ihm schenkt? Was wird er tun, wenn dein Leib unansehnlich anschwillt und ihm eine

andere hübsche Dame über den Weg läuft? Denkst du, er wird zu dir stehen, so wie ich es getan hätte als dein Gemahl?»

Ein Anflug von Angst regte sich in Kathrinas leicht geweiteten Augen, hilfesuchend blickte sie zu Walther und suchte eine Antwort in dessen Gesicht, doch dieser stand mit verschlossener Miene einige Meter entfernt, als hätte er die Fragen nicht gehört.

»Jetzt kann dich niemand mehr schützen ... Ich bete für dich und dein Kind«, flüsterte Richard und bekreuzigte sich.

Walther verdrehte die Augen.

»Genug geschwätzt, es führt ohnehin zu nichts.«

Richard heftete den Blick auf seinen Fürsten.

»Nun denn, verschont mich auch mit Eurem Gerede! Eure Erklärungen und Eure Beweggründe, mich derart zu verraten, sind mir gänzlich gleichgültig, denn nichts rechtfertigt Eure Taten. Der Teufel soll Euch holen!«

Richard zischte die Worte eher, aus irgendeinem Grund hinderte ihn sein Ehrgefühl daran, sie laut auszusprechen. Immerhin war Fürst Walther durch göttliche Fügung sein Fürst, Richard wollte allerdings nicht wahrhaben, dass es Gottes Wille war, der hier geschah.

Walther ging auf Richard zu und stellte sich vor ihn. Die Worte des Ritters schien er gänzlich überhört zu haben.

»Möge Gott mir vergeben. Er ist mein Zeuge, ich wollte niemals, dass Ihr so Euer Ende findet. Durch meine Hand ...«

Mit diesen Worten stach er den Dolch, den er in der Hand hatte, bis zum Schaft in sein Gegenüber. Hatte Richard vorhin noch nichts Böses dahinter vermutet, wusste er nun, wieso Walther ihn aufgefordert hatte, sein Kettenhemd abzulegen. Genau so schnell, wie Walther zugestochen hatte, zog er den Dolch, an dem nun das Blut des Ritters klebte, wieder zurück und tat einen Schritt nach hinten, als fürchtete er, seine Kleidung könnte beschmutzt werden. Kathrina hob die Hand, als wollte sie ihren Ge-

mahl berühren, dann zog sie sich jedoch mit gesenktem Haupt in die Mitte des Raumes zurück. Das Blut sickerte rasch aus der frisch geschlagenen Wunde, doch Richard blieb bewegungslos stehen. Er war unfähig, die Gefahr für sein Leben sofort zu erkennen. Walther wischte sich unwirsch über die Stirn und trat irritiert weiter zurück, bis er neben seiner Geliebten war. Kathrina stand mit an ihren Körper gepressten Armen und abgewandtem Blick immer noch dort, machte aber nun im Angesicht ihres blutenden Gemahls einen Schritt zur Tür, als wollte sie fliehen.

Gierig sog sich der Stoff seiner Tunika mit der roten Flüssigkeit voll und erst, als Richard seine Finger auf das Leinen gelegt hatte und das Blut warm an seinen Fingern klebte, begriff er, dass es seines war. So viele Kämpfe hatte er überlebt, so viele Aufträge hatte er erfolgreich und ohne Schaden überstanden, und nun erdolchte ihn sein eigener Herr, dem er immer so treu ergeben war. So wollte Richard nicht sterben; so ehrlos konnte er nicht sterben! Doch seine Verletzung ließ ihm keine Wahl. Jetzt veränderte sich der Atem des Ritters, und seine Augen verrieten den Schmerz, der in ihm hochstieg. Richard fiel auf die Knie.

»Gott ist mein Zeuge, so habe ich es nicht gewollt!«, wiederholte Walther – dieses Mal klang es ehrlich – »aber ich begehre diese Frau!«

Richard sah mühevoll auf und verzog das Gesicht. Kathrina schluchzte, hielt aber den Blick von ihrem Gemahl abgewandt, der ihr mühevoll die Hand mit der Kette entgegenstreckte.

In ewiger Liebe, Richard.

Er verharrte eine Weile so, doch als Kathrina die Kette nicht annahm und nur langsam den Kopf in seine Richtung schüttelte, ließ er den Arm sinken und fiel zur Seite. Richard glaubte zu wissen, dass es nicht nur die Zuneigung zu Walther war, die Kathrina den Kopf schütteln ließ, sicher hatte er ihr selbst mit den letzten Sätzen die Augen geöffnet, wie ungewiss ihr Schicksal nun war. Sie würde

gewiss alles daran setzen, ihre eigene Haut zu retten, doch war sie wirklich so naiv gewesen und hatte daran nicht vorher gedacht? Zumindest wollte er glauben, dass es nicht nur Zuneigung zu dem Anderen war, die ihm gerade die schlimmste Niederlage seines ganzen Lebens beschieden hatte. Diesen Gedanken konnte er selbst jetzt, wo er im Totenkampf lag, nicht verwinden und so fürchtete er, gleich völlig vergrämt vor seinen Schöpfer treten zu müssen.

Dann vernebelten Richards Gedanken sich. Seine Kraft und Gesundheit, die er noch bis vor kurzem genossen hatte, waren mit einem Schlag dahin und schienen zusammen mit dem Blut aus seinem Körper zu strömen. Er stöhnte, als ihn eine Welle des Schmerzes erfasste.

»Ich besorge Euch einen Priester, Ihr sollt in Frieden sterben«, teilte Walther seine Entscheidung mit, nahm Kathrinas Arm und schob sie mit gespielter Besorgnis aus dem Zimmer.

Richard keuchte; seine Glieder wurden – auch jetzt, wo er lag – schwer wie Blei, und seine Gedanken wirbelten unruhig und vom Nebel der drohenden Bewusstlosigkeit ergriffen umher. Er hörte sein Herz schnell und kräftig schlagen, als es den Kampf mit dem Tod aufnahm.

Walther ging vor die Tür und sah die Wachen betroffen an.

»Mein bester Ritter ist Opfer eines Verbrechens geworden. Ein gemeiner Dieb erdolchte ihn vor meinen Augen! Gerade noch konnte ich ihn in die Flucht schlagen ... Bringt ihn mir und schickt einen Priester.«

Die Wachen nickten nur und eilten davon. Natürlich ahnten sie, was wirklich geschehen war, denn dem Burgpersonal war die Affäre mit der Frau des Ritters kaum verborgen geblieben. Walther hatte sie öffentlich leben können, denn Richard war nicht da gewesen, um sie bemerken zu können. Doch niemand würde wagen, die Wahrheit auszusprechen. Wozu auch? Damit brachte man nicht nur sich, sondern auch seine Familie in Schwierigkeiten. Recht wür-

de man doch nicht bekommen, denn das Wort des Fürsten stand über allem, solange man sich in dessen Burg befand. Und auch wenn einige des Burgpersonals Richard gut leiden konnten, die Ehre des sterbenden Ritters wieder herzustellen, ging nicht über die eigene Sicherheit. Sie würden die Geschichte so verbreiten, wie es Fürst Walther erwartete, irgendeinen Straßendieb gefangen nehmen, verhaften und wahrscheinlich bereits morgen hängen. So wäre der Gerechtigkeit Genüge getan. Niemand würde wagen, öffentlich irgendetwas anzuzweifeln.

Als der schlicht bekleidete Mann die Tür öffnete, bekreuzigte er sich, senkte betroffen den Blick und küsste das Kreuz, das er um den Hals trug. Sein Blick traf sich mit Richards, wenn auch nur für einen Moment, da der verblutende Ritter zu schwach war und seine Augen wieder schließen musste. Richard hätte nicht mehr sagen können, wieso er immer noch bei Bewusstsein war. Etwas in seinem Körper verwehrte ihm die Gnade, endlich Ruhe zu finden. Jedes Mal, wenn der Ritter glaubte, er könne sich der Ohnmacht hingeben, kämpfte dieses Etwas dagegen an, ohne dass er etwas dazutun konnte. War es tatsächlich der Drang zu überleben? Doch wofür sollte er überhaupt noch leben? Richards Bewusstsein jedenfalls beugte sich dem Unausweichlichen, es musste etwas in seinem Unterbewusstsein sein, das ihn keine Ruhe finden ließ und ihn stets nach oben stieß, wenn er drohte, in die Dunkelheit hinabzusinken. Der Eingetretene kniete sich zu dem Verwundeten, der in einer Blutlache lag.

»Mein Sohn ...«, begann der Priester seine Zeremonie, doch dann brach er ab, als spürte er Richards unbewussten und aussichtslosen Wunsch zu leben. Der Priester lauschte aufmerksam auf etwas, das offensichtlich nur er hören konnte, dann sah er sich um, als wollte er sich vergewissern, dass niemand anwesend war. Mit plötzlich funkelnden Augen, wie denen einer Katze bei Nacht, beugte er sich zu Richard hinab und suchte erneut den Blickkontakt

mit dem Verletzten. Richard konnte die Stimme des Fremden hören: »Euch ist großes Unrecht widerfahren, und auf Eurer Seele lasten nur kleine Sünden. Ich will Euch etwas anderes geben als Euren Seelenfrieden, denn den habt ihr bereits, wie ich sehe ...«

Der schlicht gekleidete Priester streifte seinen Gugel, unter dem sich graues Haar befand, ab und sah Richard eindringlich an. Seine Stimme klang freundlich.

»Seid Ihr damit einverstanden?«

Richard öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch anstatt, dass Worte ihren Weg herausfanden, quoll Blut hinaus und gerann in seinem kurzen Bart.

Er schloss die Augen, als er glaubte, nicht mehr atmen zu können. Richards Lider flackerten unruhig. Dieses Mal schien das Etwas in Richard, das so erbitterten Widerstand leistete, besiegt zu werden. Kurz bevor es jedoch so weit war, handelte der Priester, auch wenn er keine Antwort auf seine Frage erhalten hatte.

Das letzte, was Richard in jener Nacht fühlte, waren zwei spitze Zähne, die sich in sein Fleisch gruben. Gierige Lippen begannen, das verbliebene Blut aus seinem Körper zu saugen und beförderten es in den Rachen des Vampirs. Zusammen mit dem letzten Licht des Tages verlöschte Richards Leben.

LONDON, NOVEMBER 1757

1: Verzweiflung

Die Sonne erhob sich langsam zum Himmel hinauf und gab immer mehr Einzelheiten der Stadt preis. Prachtvoll, aber auch einnehmend warf die gotische Kirche anfangs einen längeren, später einen kurzen Schatten, der die umliegenden Häuser in eine zarte Dunkelheit tauchte. Eine Kutsche, gezogen von müden Pferden, klapperte über das Kopfsteinpflaster dahin. Von Minute zu Minute schwoll der Lärm immer mehr an, und das Treiben begann.

William Wright stand leicht gebückt vor einem Bäckerladen, aus dem der Geruch frischgebackenen Brotes drang. Er warf einen Blick ins Schaufenster, in dem fein dekoriert Ähren und ein Brotlaib lagen. William schluckte hungrig, sein Magen knurrte, und dieser Geruch brachte ihn halb um den Verstand. Er war so appetitlich, dass der junge Mann die anderen, eher unangenehmen Gerüche wie verfauten Fisch, Brackwasser, Exkreme und Schweiß um ihn herum nicht mehr wahrnahm. Eine ältere Dame erschien im Schaufenster und legte ein kleines Törtchen zu der bereits bestehenden Dekoration. Sie richtete es ganz akkurat aus, so dass William vor Appetit fast seine Zunge verschluckt hätte.

Als wenn es wichtig wäre, wie herum nun das Törtchen steht, dachte William und fixierte es weiter. Nach einer halben Ewigkeit blickte die Frau im Schaufenster auf und sah dem jungen Mann in das schmutzige Gesicht, aus dem dunkelbraune Augen hervorstachen, die ihr Törtchen fixierten. Scheinbar schien der Mann nichts anderes mehr wahrzunehmen. Die alte Dame knurrte unwillig, machte sich für ihre Verhältnisse schnellstmöglich zur Tür auf, drehte einen riesigen Schlüssel im Schloss und stieß sie energisch auf.

»Scher dich weg, du vertreibst mir die Kunden«, fauchte sie William an, der aus seiner Starre herausgerissen wurde

und zurückstolperte.

»Bitte verzeiht, habt Ihr irgendwelche Reste, die Ihr mir geben könnt? Irgendwas?«, fragte er höflich.

»Reste?«, wiederholte die Frau und entblößte wenige dunkle Zähne in ihrem Mund. »Ich habe da etwas Gutes für dich«, sagte sie schließlich lächelnd, nachdem sie den jungen Mann vor sich kurz hämisch gemustert hatte.

William zog sich den verrutschten Hut zurecht, der halb-langes, dunkles Haar preisgegeben hatte.

»Das wäre sehr nett, Madame.«

Erwartungsvoll beobachtete er, wie die Frau im Laden verschwand. William warf einen kurzen Blick nach links und rechts, er wollte mögliche Kunden nicht durch seinen schäbigen Anblick vertreiben und die Frau gar noch erzürnen. Da niemand kam, blieb er, wo er war und rieb sich über seine schmerzenden Rippen. Er fuhr sich mit der Hand in die Innentasche seines zerschlissenen Mantels und prüfte, ob sich kein Schmutz darin befand. Wenn die Bäckerin ihm die Reste brachte, würde er sie dort verstauen und mit nach Hause nehmen. Während er noch darüber nachdachte, traf ihn ein Schwall kaltes, stinkendes Wasser. William war so erschreckt, dass er stürzte und benommen liegenblieb. Sein Hut flog ihm vom Kopf und rollte in die Pfütze neben ihm. Erst nach einigen Momenten war William luftschnappend in der Lage, sich abzustützen und irritiert aufzublicken. Die Bäckerin stand mit einem Eimer in der Hand da und lachte.

»Da hast du deine Reste, scher dich fort, oder ich hole meinen Sohn, der dich windelweich prügelt!«

Mit den Worten verschwand sie im Inneren des Ladens. William rappelte sich mühevoll hoch und griff seinen Hut. Für einen Augenblick ballte er die Hände zur Faust, dann senkte er betrübt den Blick und ließ sein Kinn auf die Brust fallen. Er verzog kurz das Gesicht, als er sich gerade aufrichtete und ihm ein stechender Schmerz in die Seite fuhr. Die Kälte klammerte sich an seine Glieder und ließ seine Zähne klappern. Jetzt, wo sein Mantel nass war, hatte

er dem kühlen Wind nichts mehr entgegenzusetzen. Langsam setzte er seinen nassen Hut wieder auf und sah sich um. Eine junge Frau hatte von ihm Notiz genommen und kicherte schadenfroh, sonst kümmerte sich niemand um ihn. Flüchtig wischte sich William übers Gesicht, als das stinkige Wasser von seinem Hut abperlte und seine Haut hinunter rann. An einer Ecke stand ein großer, breitschultriger Mann, der seinen Mantel enger um sich schlang. Er schien William zu mustern, bewegte sich aber kaum und starrte nur vor sich hin. Mittlerweile war sich William nicht mal mehr sicher, ob der Fremde überhaupt ihn anstarrte oder nur ins Leere blickte. Will beachtete ihn nicht länger, er presste seinen Arm gegen die schmerzende Seite und hinkte weiter voran. Die Bäckersfrau winkte ihm hämisch hinter der Glasscheibe und biss demonstrativ in eine frische, knusprige Scheibe Brot, die mit ordentlich Butter bestrichen war.

Will öffnete mit finsterer Miene die hölzerne Tür. Sie musste vorsichtig benutzt werden, denn ihre Scharniere fielen fast aus der Fassung. Ein alter Lappen landete vor seinen Füßen, und er bückte sich mühsam, um ihn aufzuheben und in das Loch in der Wand zurückzustopfen. Es war kühl hier. Wie sollte sich auch die Hitze, die der Kamin im hinteren Zimmer ausstrahlte, hier in diesem hölzernen Haus ohne Dämmung und mit Löchern in den Wänden halten? William lehnte sich gegen die Tür und seufzte schwer. Er streifte sich den Hut vom Kopf und ließ ihn achtlos auf dem Boden liegen. Für einen Moment schloss er die Augen und lauschte. Zartes Babygewimmer drang durch die Wand. Als er die Augen wieder öffnete, hielten zwei blasse Hände seinen Hut und legten ihn auf einen kleinen dreibeinigen Tisch in der Ecke.

»Du bist zu Haus, wie schön. Dein Seufzen dringt durch alle Wände«, hörte Will die zarte Stimme seiner Schwester. »Hütte ... Ich bin in der Hütte, denn mehr ist es nicht«, verbesserte Will sie und blickte schwermütig drein.

»Wo auch immer, zu Haus oder in der Hütte. Du bist bei uns«, erwiderte sie und umarmte ihn, um ihn auf die Wangen zu küssen.

»Du bist nass«, stellte sie erschrocken fest. »Und das bei dem Wetter, du wirst dir den Tod holen!« Noch während sie das sagte, begann sie, Williams Mantel zu öffnen und ihm von den Schultern zu streifen.

»Lass gut sein, Marie, kümmere dich lieber um den Kleinen«, tat Will ab und wollte ihren fürsorglichen Händen entkommen, doch Marie schob ihn energisch zurück. Dabei berührte sie unsanft seine Rippen. Will fuhr zusammen und krümmte sich. Irritiert warf Marie einen Blick auf ihren Bruder, ihre blonden Haare standen ihr wirr vom Kopf ab. Nun war es an Marie, ihre sanften Gesichtszüge zu erhärten. Sie richtete ihn auf und schob ihm energisch sein Hemd nach oben. Über den Rippen, die scharf unter Wills Haut hervorstachen, hatte sich ein dunkler Bluterguss gebildet.

»Was hast du gemacht? Dich geprügelt? Wegen Essen?« William schwieg und fixierte seine Schwester nur, die hilflos die Arme in die Luft warf.

»Willst du dich umbringen? Willst du mich hier ganz alleine lassen mit dem Kind? Du weißt, wir brauchen dich ...« Will stieß sich von der Wand ab, zog sein Hemd über den Bauch und fuhr sich durch sein Haar.

»Sag mir, wofür ihr mich braucht! Gar nichts habe ich bisher erreicht! Ich gehe jeden Tag aus dieser Tür«, Will deutete auf die klapprige Holztür hinter sich, »und dann bettele ich und krieche, um irgendeine Arbeit zu bekommen. Und immer nur höre ich dasselbe!« Der junge Mann gestikuliert aufgebracht, legte die Hände an die Stirn und gab so seine Hilflosigkeit preis, ehe er fortfuhr: »Die wissen von dir. Die wissen von deinem Kind und dass wir zusammen wohnen ... Wie hast du dich damals schwängern lassen und deine Ehre so verspielen können? Wie hast du meine so verspielen können?« Seine Augen funkelten, und seine Lippen bebten, als er sich in Rage redete. Im selben

Augenblick war ihm klar, dass er so etwas niemals hätte sagen dürfen. Beschämt senkte er den Blick, als er die tiefe Verletzung in den Augen seiner Schwester sah, die er durch seine Worte zu verantworten hatte. Während William sich einen Satz der Entschuldigung überlegte und hilflos zu stottern begann, kassierte er eine heftige Ohrfeige durch Maries Hand, die ihm beinahe wie eine Erlösung vorkam. Mit einem Schlag schienen seine Gedanken wieder geordnet und seine Gefühle gebändigt. William schloss die Augen, fühlte das Brennen auf seiner Haut und genoss für einen Moment die Ruhe in seinem Kopf, die Maries Ohrfeige bewirkt hatte. Wie hatte er seinen Frust nur derart an seiner Schwester auslassen können, die er über alles liebte? Wie hatte er ihr Kind, seinen kleinen Neffen, mit seinen Worten beschmutzen können? Er wollte der alten Bäckersfrau am liebsten den Hals umdrehen, weil er wusste, dass sie für seinen Zorn verantwortlich war. Marie und ihr Kind hatten lediglich das abbekommen, was er sich nicht getraut hatte, auf der Straße zu zeigen.

»Ich kann nichts dafür, dass Vater tot ist. Es wäre alles besser, wenn er noch hier wäre!«, rissen ihn die Worte seiner Schwester aus den Gedanken und ließen ihn die Augen wieder öffnen. Sie schluchzte und schlug die Hände vors Gesicht, als sie erkannte, was sie gerade getan hatte. Schließlich konnte Marie nicht wissen, dass William beinahe dankbar für die Ohrfeige war.

Nebenan begann das Baby heftig zu weinen, doch seine Mutter ignorierte das. Für einen Moment herrschte Schweigen. William wusste, dass er das vorhin gesagte wieder zurechtrücken musste.

»Wenn Vater noch leben würde, dann würden die Menschen genauso sein. Sie hätten immer noch dieselben Gedanken.«

Marie stieg die Zornesröte ins Gesicht. »Ja, aber sie würden sie nicht aussprechen! Weil wir dann noch Geld hätten. Und wir wären nicht auf ihre Almosen angewiesen.« Verbitterung schwang in ihrer Stimme mit und machte sie

viel finsterer, als sie eigentlich war.

»Aber es würde nichts ändern. Die Gedanken wären dennoch da«, wiederholte William. Seine Verbitterung hatte sich aufgelöst, stattdessen klang er resigniert, als er mit dem Sprechen fortfuhr: »Vergib mir meine Worte vorhin ... Ich wollte nur sagen, dass ... ich nicht mehr weiß, wofür ich mir überhaupt die Mühe jeden Tag mache. Die Menschen haben Ausreden, wieso sie mir keine Arbeit geben wollen. Ich fühle mich so hilflos. Für manche bin ich krank, verflucht oder einfach nur armselig, manchen ist es auch schlichtweg egal, was aus dir, meinem Neffen oder mir wird. Und wenn mir keiner Arbeit geben will, dann muss ich eben um Almosen bitten. Wenn das auch nicht hilft, dann muss ich um das Essen kämpfen. Sei unbesorgt, ich lerne schon noch, wie ich besser werde. Anderenfalls ... Nun ja ...«

William verstummte. Er konnte nicht behaupten, dass er stolz auf diesen neuen Höhepunkt der Maßnahmen war, die ihn selbst und seine Familie durchbringen sollten. Besonders schämen tat er sich allerdings auch nicht dafür. Allerdings brachten diese neuen Maßnahmen auch neue Gefahren mit sich. Er konnte die nächste Straßenprügelei um Geld verlieren und gleich totgeschlagen werden oder so schwer verletzt werden, dass er später starb. Er sprach diese Optionen jedoch nicht aus.

»Wir brauchen dich, William. Ohne dich weiß ich nicht mehr, wie es weiter geht. Hör auf, dich für Geld zu schlagen!«

William lachte bitter, denn seine Schwester tat so, als hätte er die Wahl.

Tatsache war, dass niemand William Arbeit geben wollte, weil sein Vater vor einem dreiviertel Jahr einen mysteriösen Tod gefunden hatte. Noch dazu brachte die sonst anständige Marie sechs Monate später ein Baby auf die Welt, dessen Vater völlig unbekannt war. Es brauchte nicht viel, dass eine Familie in Ungnade fiel bei den anderen Leuten, und die Wrights hatten gleich mit zwei Tatsachen zu

kämpfen, die die Öffentlichkeit erschütterten. Eigentlich war nichts Besonderes an der Familie gewesen, außer, dass die Mutter nach der Geburt ihres dritten Kindes am Kindbettfieber verstorben war und das Kind kurz darauf. So waren William und Marie von ihrem Vater großgezogen worden, der zwar nicht viel Geld hatte, aber zumindest so viel, dass die kleine Familie satt wurde. Als William in die Lehre bei einem Schreiner kam, begann das Unglück nach und nach. Zuerst verschwand die älteste Tochter des Meisters und da viele Leute wussten, dass William ein Auge auf sie geworfen hatte, munkelte man zum ersten Mal über den jungen Lehrling. Nur wenige Monate später fand man den alten Wright leblos auf der Straße liegend. Obwohl sein Gesicht in einer Pfütze lag, war er wohl nicht ertrunken, denn in seinem Hals waren zwei Einstiche, aus denen der alte Mann jede Menge Blut verloren haben musste. Wo das hin war, hatte sich niemand recht erklären können. Dass man es überhaupt herausgefunden hatte, war der scharfsinnigen Beobachtungsgabe eines modern denkenden Constables zu verdanken gewesen. Leider war dessen Kollege aber das genaue Gegenteil und bediente sich ausschließlich konservativer Ermittlungsmethoden. Die Ahnen des Mannes waren im Königreich Kroatien verwurzelt und brachten viele Geschichten und Märchen mit. Unter anderem wusste die Großmutter des kroatischen Polizisten von einem Bauern namens Jure Grando zu berichten, der im Jahre 1652 gestorben war, zwanzig Jahre später aber angeblich seinem Grab entstieg und genau solche Bisswunden am Hals seiner Opfer zurückgelassen haben soll. Zwar wollte niemand solch einen Humbug glauben, dennoch war die Geschichte der Großmutter bald in vieler Munde. Fortan hatten die Leute Angst vor der verbliebenen Familie. Niemand sprach es aus, dennoch fürchtete man, der alte Wright könnte ebenfalls von den Toten zurückfinden und das werden, was man über seinen Mörder glaubte: Er war ein Vampir gewesen.

Also sorgte ein ängstlicher Geistlicher dafür, dass man die

Leiche einäscherte. Als Marie ihren Sohn auf die Welt brachte, wurde das Gemunkel noch größer, wenn das überhaupt noch möglich war. Zum einen war es unzüchtig ohne Mann ein Kind zu bekommen, zum anderen vermutete man, dass auch hier üble Mächte am Werk waren. Dem Einsatz von einigen guten Freunden ihres Vaters war es zu verdanken, dass William, Marie und ihr Baby keinem *Unfall* zum Opfer fielen. Aber sie konnten nicht verhindern, dass Will seine Arbeit verlor und sie schließlich ohne viel Geld allesamt auf der Straße landeten.

Seitdem mussten sie jeden Tag von neuem um ihre Existenz kämpfen. Will versuchte seit Monaten, Arbeit zu bekommen, doch niemand wollte diesen unheimlichen, jungen Mann bei sich haben. So wurde ihm lieber ins Gesicht gesagt, dass er krank sei oder Unzucht mit seiner Schwester treibe, als sich einzugestehen, dass man den Worten einer alten Kroatianin Glauben schenkte, von der man öffentlich behauptete, sie sei verrückt.

»Weißt du, was wirklich schlimm ist, Marie?«, begann William mit müder Stimme das Gespräch wieder aufzugreifen, nachdem er den heutigen Tag vor seinem geistigen Auge Revue passieren ließ.

Williams Schwester schüttelte den Kopf.

»Ich wollte mich nie um Essen prügeln. Aber die Menschen geben nicht gerne mehrmals Almosen. Wenn ich sie früher ansprach, dann war da noch Mitleid in ihren Augen, weil ich neu auf der Straße war. Aber mittlerweile ist es erloschen. Sie erkennen mein Gesicht wieder und blicken mich an, so als wollten die mir sagen, dass es für mich endlich an der Zeit sei, mit dem Betteln aufzuhören. Gott weiß, wenn ich eine Wahl hätte, dann würde ich damit sofort aufhören. Also was soll ich tun, um an Essen zu gelangen? Unrechte Dinge ... Wahrscheinlich erwischen sie mich irgendwann beim Stehlen oder bei einer Prügelei. Und dann werden die Menschen, die mich zu dem gemacht haben, weil sie so ungnädig zu mir waren, nach meinem Tod verlangen, weil sie sich in ihrer Stadt nicht

mehr sicher fühlen.«

William ließ seinen Kopf unsanft gegen die Holzwand stoßen und kniff die Augen zusammen. Er begann innerlich zu fluchen, als er jede Hoffnung auf bessere Zeiten verloren gehen sah. Schließlich war es in der Vergangenheit nur schlimmer geworden. Anfangs bettelte er um Arbeit, dann um Geld und Essen, und jetzt schlug er sich bereits dafür mit Männern, von denen die Meisten größer und stärker waren.

»Und wenn wir einfach fortgehen, William?«, fragte Marie und riss damit ihren Bruder aus seinen finsternen Gedanken. »Fort, wo uns niemand kennt?«

William lachte auf, so dass seine Rippen schmerzten.

»Und wohin willst du mit einem Baby, ohne Geld und richtige Kleidung?«

Marie nickte und schob ihre Unterlippen nach vorne. Das tat sie immer, wenn sie ratlos war. William betrachtete sie. Ihre Schönheit war verloren. Maries Wangen waren eingefallen, und ihre blonden Locken hingen strohig herab. Blässe überzog ihre Haut und ließ sie ungesund aussehen. Doch für ihn musste sie nicht schön sein. Sie war seine Schwester, alles, was er hatte, er liebte sie von Herzen, und er erkannte, dass sich irgendwie etwas ändern musste. Wenn sie nicht endlich mehr zum Essen bekamen, dann würde Marie bald keine Milch mehr für den kleinen John haben. Schlagartig wurde ihm erneut bewusst, wie ernst die Lage war. Der Winter stand vor der Tür. Ohne Nahrung und vernünftige Kleidung war das Risiko groß, dass sie umkommen würden. Ernüchert stellte er fest, dass er wohl noch einen Schritt weiter gehen musste, um für seine Familie zu sorgen und das, obwohl er gerade durch die Prügelei an einem Tiefpunkt in seinem Leben angekommen zu sein glaubte. William seufzte, dieses Gefühl, immer weiter hinuntergezogen zu werden und sich nicht wehren zu können, ließ ihn verzweifeln.

»Was denkst du, Will?«, fragte Marie, die das Mimikspiel im Gesicht ihres Bruders aufmerksam beobachtete.

William zögerte, sollte er ehrlich sein?

»Ich denke, wir gehen alle drauf, wenn ich nicht endlich Geld nach Hause bringe. Da es wohl zu lange dauert, um als Sieger aus den Straßenprügeleien hervorzugehen, muss ich mir schneller als gedacht etwas Neues überlegen«, flüsterte er, als würde er die Worte selbst nicht hören wollen.

Marie umarmte ihn, dieses Mal ganz vorsichtig.

»Ich weiß, woran du denkst, Brüderchen. Du willst stehlen oder Schlimmeres.«

Maries Augen schimmerten traurig. Ihr einst ehrenvoller Bruder würde sich nun für sie und ihr Kind gänzlich erniedrigen und ein Dieb werden. Nun konnten sie sich wohl wirklich zu den ganz Armen zählen, es war ein schreckliches Gefühl. Darüber hinaus hatte die Gesellschaft nichts übrig für Diebe, sie wurden stets gerne beseitigt.

»Wenn du erwischt wirst, dann Gnade uns Gott ...«, sagte sie ebenfalls flüsternd. Sie wusste, dass es die einzige Chance für ihren Sohn war, den Winter zu überstehen.

»Dann darf ich mich nicht erwischen lassen, Marie.«

Er wirkte entschlossen und überlegte bereits, wer sein Opfer werden sollte. William hatte lediglich als Kind einmal gestohlen, sein Vater hatte ihm dafür den Rücken wundgeschlagen. Seither hatte er es nicht mehr getan; es war also wichtig, dass er vorerst klein anfing, damit er lernte, sich nicht erwischen zu lassen.

Marie schluckte schwer und strich sich das Haar zurück.

»Genug geredet. Du musst dich erst einmal ausruhen, ich habe etwas Suppe für dich. Was morgen ist, werden wir sehen. Seien wir erst einmal dankbar, dass wir heute beisammen sind.«

William nickte und folgte seiner Schwester in Richtung Kaminzimmer. Auf dem Weg dorthin konnte er bereits den Geruch der Mahlzeit wahrnehmen. Weil die Suppe jedoch zum größten Teil aus Wasser bestand, war der Geruch nur sehr zart, und doch löste er ein so großes Hungergefühl bei William aus, dass er dachte, sein Magen wür-

de sich eigenständig verknoten. Dennoch warf er zuerst einen Blick in die provisorisch zusammengezimmerte Wiege, ehe er sich auf seinen Platz am Tisch begab. John hatte rote Wangen, scheinbar war ihm warm genug.

»Du stehst ja auch halb im Kamin«, kommentierte er seine Gedanken und lächelte.

John lachte zahnlos und steckte sich ein zerrissenes Tuch in den Mund, das seine Mutter ausrangiert hatte und nun als Spielzeug für den Kleinen verwendete.

»Denkst du, es ist zu heiß?«, fragte Marie sorgenvoll und wischte sich die Hände an ihrer fleckigen Schürze ab.

Will blickte fragend auf. »Ach was ... Nein, das habe ich nur so daher gesagt, es ist angenehm warm hier«, beruhigte er seine Schwester. »Viel schlimmer finde ich, dass der Kleine nicht mal ein richtiges Spielzeug hat. Dabei gibt es so tolle Sachen in den Schaufenstern. So viel buntes Spielzeug, und die Göre vom Bürgermeister kauft jeden Tag den halben Laden leer ...« Bereits während er das sagte, kam ihm der Gedanke, zuerst einmal ein Spielzeug für John zu stehlen.

Marie schnalzte mit der Zunge. »Wer weiß, ob das Mädchen damit glücklich ist ... Wenigstens hat John dank dir eine schöne Wiege.« Marie suchte immer die guten Seiten.

»Ja, ich war ja auch mal bei einem Schreiner in der Lehre ... Für kurz«, kommentierte Will und runzelte die Stirn.

Als Marie außer Hörweite war, blickte er zu seinem kleinen Neffen herab, der ihn aufmerksam musterte. »Vielleicht wirst du mehr geliebt als das Gör vom Bürgermeister ... Aber Liebe alleine macht nicht satt und hält deinen kleinen Hintern nicht warm. Also will ich nicht behaupten, dass du glücklicher bist ...«

John gluckste unbekümmert.

DEZEMBER 1757

2: Der Jäger

Williams Finger waren taub vor Kälte, und seine Zähne klapperten unkontrolliert aufeinander. Seltsamerweise musste er jetzt an ein Märchen denken, das ihm seine Mutter, als er klein war, erzählte.

Darin ging es um einen jungen Mann, der zwei schlimme Dinge getan hatte. Zum einen hatte er seiner Schwester Erbsen auf den Boden gestreut. Diese war ausgerutscht und die Treppe hinabgestürzt. Dabei hatte sie sich das Bein gebrochen. Zum anderen hatte er seine eigene Mutter im See ertränkt. Dreimal erschien ihm ein älterer Mann und warnte ihn, dass er seine üblen Taten eines Tages würde bezahlen müssen. Der Jüngere ignorierte den Alten und als er ein paar Tage später einem armen Vogel die Augen austach, da kam der Teufel persönlich aus der Hölle hinauf, packte den Jüngling an den Haaren und nahm ihn hinab, über den Weg der guten Vorsätze, bis hin in sein Schloss.

»Mein Hofnarr sollst du sein«, sprach der Teufel dort lachend, und fortan musste sich der Jüngling jeden Tag dem Teufel zum Vergnügen selbst ein Bein brechen, sich ertränken und die Augen ausstechen. Doch er konnte nicht sterben, und seine Verletzungen heilten immer wieder, so dass am nächsten Tag das Spiel von vorne beginnen konnte. Der junge Mann bettelte um Vergebung, doch der Teufel ließ ihn bis in die Ewigkeit jeden Tag aufs Neue schlimme Qualen erleiden.

William schüttelte sich bei dem Gedanken an das Märchen. Bereits als Junge hatte er sich davor gefürchtet, aber es ließ ihn auch aufhören, nach den Enten im Teich zu werfen und der Straßekatze am Schwanz zu ziehen. Wahrscheinlich hatte ihm seine Mutter aus diesem Grund das Märchen erzählt. Sie war so eine kluge Frau gewesen, stellte William fest. Er war nicht zum ersten Mal darüber betrübt,

dass sie jetzt nicht an seiner Seite war.

»Und der Teufel saß lachend auf seinem Thron aus Feuer und Schädeln. Deren Kiefer klapperten mit des Jünglings Herzen im gleich schnellen Takt«, zitierte William eine Passage aus dem Märchen und wurde von seinem eigenen Zähneklappern begleitet.

Er hauchte mühsam seinen warmen Atem in die klammen Hände und stapfte durch den Schnee. Da seine Schuhe kaputt waren, kam die Feuchtigkeit hindurch und durchnässte seine löchrigen Strümpfe. Zwei Tage war er nun schon unterwegs, und seine Muskeln schrien bereits danach, sich endlich vor einem Feuer von der Kälte entkrampfen zu können.

Letzte Nacht war er zum ersten Mal in seinem Leben in ein fremdes Haus eingebrochen und hatte Brot und ein Stück Fleisch gestohlen. Als er auf dem Rückweg gewesen war, vernahm er Schritte hinter sich. William hatte sich umgedreht und – so meinte er – den Umriss eines großen Mannes erblickt. Beim zweiten Hinschauen war dieser jedoch fort gewesen, und William zweifelte an seiner Wahrnehmung. Wahrscheinlich hatte die Kälte nicht nur seine Glieder, sondern bereits auch sein Gehirn lahm gelegt. Vorsichtshalber war er aber nicht nach Hause gegangen, denn er wollte einen möglichen Verfolger nicht zu seiner Schwester locken. So war er die Nacht umhergewandert, hatte zu seiner bisherigen Beute noch Kleidung gestohlen und alles unter seinem Mantel versteckt. Nun blickte er in eine kleine, düstere Gasse, die er für gewöhnlich mied.

Wills Atem kondensierte, er zog seinen Mantel enger um sich und blickte unschlüssig vor sich hin. Es war der schnellste Weg durch die Gasse zu seinem Ziel, denn es wurde bereits dunkel. Zwar würde der Schnee das Licht auch in der Finsternis noch reflektieren, doch er wollte schnell nach Haus, denn er war durchgefroren bis auf die Knochen, und die Dunkelheit der Nacht barg immer Gefahr in sich. Er war froh, bereits eine Nacht obdachlos überstanden zu haben und wollte sein Glück nicht erneut

herausfordern.

Also huschte er durch die kleine Gasse, blickte sich sorgsam um und verbarg die Hände in den Taschen seines Mantels. Zum einen wollte er sie wärmen, zum anderen ließ ihn diese Haltung entschlossener und vielleicht weniger einladend für Diebe aussehen.

Es passierte so schnell, dass William sich anfangs gar nicht bewusst war, was eigentlich geschah. Eine schwielige Hand packte ihn und stieß ihn durch eine Tür in ein verkommenes Gebäude. William fiel auf die Knie. Dunkle, kleine Schatten huschten auseinander und trippelten über den Holzboden davon. Ratten. Es mussten Dutzende sein. Plötzlich waren sie still, und William hörte nur den keuchenden Atem seines Angreifers. Er drehte sich schnell um, so dass er ihn ansehen konnte und ihm nicht den schutzlosen Rücken zuwandte. Das Gesicht war nicht erkennbar. Der Fremde trug einen langen schwarzen Mantel, sein Mund war mit einem Tuch verhüllt. Zwei braune Augen fixierten William. Dieser fragte sich, ob ihm sein Verfolger von letzter Nacht gegenüberstand, vermochte es aber nicht mit Gewissheit zu sagen.

»Was wollt Ihr?«, fragte William, seine Stimme klang brüchig. Schuld daran war nicht nur der Schrecken über den plötzlichen Angriff, sondern auch die Kälte, die ihn unkontrolliert zittern ließ.

Als sich der Fremde in Bewegung setzte, quietschte das Leder seines Mantels und seiner Stiefel. William wich zurück. Er biss fest die Zähne zusammen, unter seiner Haut an der Wange konnte man seine Kiefer arbeiten sehen.

»Jemand, der Mitleid mit euch hat ...«, sagte eine tiefe Stimme etwas undeutlich wegen des Tuches.

»Warum sollte jemand, der Mitleid mit mir hat, sein Gesicht verbergen und mich hinterrücks angreifen?«, wollte Will wissen.

Der Fremde war keineswegs vertrauenerweckend. William hörte ein Lachen.

»Nicht um Euer Willen verberge ich mich. Zu meinem

eigenen Schutz. Ich habe Euch nicht angegriffen, aber ich musste Euch außer Sichtweite bekommen. Es war mein Glück, dass Ihr Euch für den Weg durch die Gasse entschieden habt.«

William schluckte und blickte auf das halbe Brot, das ihm beim Sturz aus der Tasche gefallen war. Er bemerkte, dass sich die Ratten wieder dreist näherten, auch sie hatten das Brot entdeckt.

»Was sollte ich Euch denn antun? Euch mit dem Brot niederschlagen?«, wollte Will wissen und zog es an sich heran, damit das Ungeziefer es nicht bekam. Wieder lachte der Fremde.

»Humor habt Ihr. Seid versichert, vor Euch muss ich mich nicht schützen.«

Er öffnete seinen Mantel und ging weiter auf William zu. Dieser konnte nun diverse Waffen erkennen, die sich in der Innenseite des Mantels verbargen. Dolche, Wurfsterne und zwei Pistolen.

»Was zur Hölle«, stammelte Will, noch nie zuvor hatte er so viele Waffen auf einmal erblickt. Der Fremde griff in eine Tasche seines Mantels. Will wollte instinktiv zurückweichen, doch der Fremde hielt ihn mit einer Handbewegung davon ab. Er übergab Will ein Pergament, das dieser zögernd aufrollte. Ein großer, mit schwarzer Tinte gemalter Totenschädel glotzte ihn vom Papier her an. Er sah menschlich aus, doch seine beiden Eckzähne waren spitz. Zwei Knochen lagen gekreuzt im Hintergrund. Auf dem letzten Teil des Pergaments war etwas in schwarzen, geschwungenen Lettern geschrieben, das William nicht lesen konnte.

»Ich ... Bin nicht so gut im ...«, begann er, doch der Fremde verstand und nahm ihm das Pergament wieder ab. Er sparte es sich, den Text vorzulesen, stattdessen redete er lieber frei, zog sich vorher aber noch das Tuch vom Mund.

»Ich komme von einer ... ich nenne sie mal Gruppe. Wir agieren seit etwa einem halben Jahr in der Stadt ...«

Der Fremde wartete, ob bei William bereits der Knoten platzte. Er blieb jedoch stumm.

»Wir nennen uns Jäger ... Mein Name ist Tristan«, gab ihm der Fremde noch einen Hinweis.

»Und ihr jagt ... Was genau?«

Tristan seufzte.

Anscheinend zog William nicht die Schlüsse, die er sollte.

»Wonach sieht denn das Bild auf dem Pergament aus? Eine Zeichnung werdet Ihr ja wohl noch erkennen, wenn Ihr schon nicht lesen könnt.«

Der Fremde schloss entschuldigend die Augen, offensichtlich waren ihm die Worte unbeabsichtigt herausgerutscht.

Will zögerte.

»Es sieht aus wie ein Vampir. Wie diese Kreatur, die meinen Vater getötet haben soll«, beantwortete er schließlich die Frage.

Tristan hockte sich vor sein Gegenüber und faltete elegant die Hände.

»Erraten!«

Scheinbar war er stolz, dass Will doch noch seinen Erwartungen entsprochen hatte.

Dieser fuhr sogar noch fort: »Ihr sagtet, Ihr agiert seit einem halben Jahr hier in der Stadt. Seit mein Vater ermordet wurde. Also glaubt Ihr diesen Geschichten ...«

Tristans ohnehin schmaler Mund verengte sich noch weiter.

»Ich glaube sie nicht nur. Ich weiß, dass sie wahr sind. Ich wählte dich aus, weil ich dachte, du würdest es auch wissen ... Dass du zweifelst, verwundert mich.«

William erhob sich und blickte auf sein Gegenüber hinab.

»Dann beweist mir, dass ich mich irre, wenn ich an diese Märchen nicht glaube! Und verratet mir, aus welchem Grund ich nicht zweifeln sollte und was Ihr von mir wollt! Ihr sagtet, Ihr hättet mich erwählt. Wofür erwählt und woher kennt Ihr mich?«

Sein Herz jagte das Blut mit enormer Geschwindigkeit durch seinen Körper. Bis hinauf in die Schläfen pulsierte

es, und Will hatte Mühe, seine Erregung zu verbergen. Tristan erhob sich und zeigte mit dem Finger auf ihn. Will glaubte fast, er wolle ihm die Augen ausstechen.

»Deswegen. Um deiner Wut willen erwählte ich dich! Du kennst doch tief in deinem Inneren bereits die Wahrheit ... Ein Vampir tötete deinen Vater! Du willst Beweise? Ich kann sie dir geben! Und obendrein ... Wir sind eine Organisation, und für sie habe ich dich gewählt. Wir haben Kunden, die uns ... beauftragen von Zeit zu Zeit und Gönner, die uns unterstützen. Kommst du in unsere Dienste, sollst du dafür entlohnt werden. Deine Schwester bekommt wieder etwas zu essen und du auch ... Selbst dein kleiner Neffe wird den Winter überstehen ... Und falls du dich jetzt fragst, was wir davon haben: Was können wir uns besseres wünschen? Ein junger Mann ohne Geld, aber mit Motiven, Vampire zu töten!«

Tristan versuchte, mit großen Gesten überzeugend zu arbeiten, und William musste sich gestehen, dass zumindest sein Interesse geweckt war. Spätestens als das Wort Geld fiel. Dennoch blieb er vorsichtig.

»Ihr wisst viel über mich. Ich jedoch nichts über Euch. Wo sind die Beweise?« Tristan lächelte.

»Auch das ist ein Grund, wieso ich dich wählte: Vorsicht!« Er kramte erneut in seiner Tasche und zog etwas hervor, das er William in die Hand legte. Beim näheren Mustern stellte William fest, dass es sich um einen Reißzahn handelte, er lächelte und gab ihn Tristan zurück.

»Bisher ... Habt Ihr mir gar nichts gegeben. Ihr nennt das einen Beweis? Das könnte von einem Hund oder Wolf stammen! Bisher sehe ich nur einen Mann, der einer alten, verrückten Frau und ihren Märchen glaubt!«

Will wurde selbstsicherer und Tristans Gesten etwas kleiner. »Du hast recht, dieser Zahn könnte von einem Tier stammen, tut er aber nicht! Ich liefere dir noch mehr Beweise, aber nicht hier draußen. Komm mit mir!« William schüttelte den Kopf, sein plötzliches Interesse schmolz dahin wie die Schneeflocken auf seiner warmen Haut. »Ich

bin seit gestern unterwegs. Meine Schwester hungert zu Hause und sorgt sich. Und ich habe mir Eure Märchen lange genug angehört!«

Tristan griff seinen Arm und wurde eindringlicher: »Diese alte Frau weiß mehr, als viele glauben.«

William schüttelte sein Gegenüber energisch ab.

»Diese Frau weiß nichts! Und selbst wenn ... Mein Vater ist bereits tot, nichts bringt ihn mir wieder zurück. Aber meine Schwester und ihr Kind leben noch, und ich will ihnen jetzt das Essen und die Sachen bringen, damit sie meinem Vater nicht folgen müssen. Ich wünsche Euch eine gute Nacht!«

Mit diesen Worten verschwand er aus dem Haus und lief die Gasse weiter entlang. Zu seiner großen Erleichterung setzte ihm Tristan nicht sofort nach, und so gestattete er es sich, einmal tief durchzuatmen. Seine Nerven beruhigten sich langsam, und er war glücklich, heil aus dieser überraschenden Situation herausgekommen zu sein.

»William!«, hörte er dann jedoch einen lauten, durchdringenden Ruf hinter sich. Er brachte ihn dazu, seinen Schritt zu verlangsamen.

»Falls du es dir anders überlegst, so merke dir diesen Spruch, und er wird dich zu uns führen: *Das ist das beste auf der Welt, dass Tod und Teufel nimmt kein Geld, sonst müsste mancher arme Gesell für den Reichen in die Höll.*«

Mit diesen Worten zog Tristan das Tuch über den Mund zurück und verschwand so plötzlich, wie er gekommen war, im Zwielficht des Abends.

William starrte verduzt hinter ihm her, er hatte keine Ahnung, wie ihm dieser Reim dazu verhelfen sollte, diese Organisation zu finden, von der Tristan gesprochen hatte. Da er aber eh nicht vorhatte, sie jemals aufzusuchen, war es William herzlich egal, was es mit diesem Reim auf sich hatte.

JANUAR 1758

3: Der Teufel in Gold

»Schhhh... Nicht weinen, das ist viel zu anstrengend für dich.« Marie versuchte ihren Sohn nun schon seit Stunden zu beruhigen, indem sie ihm tröstende Worte in das kleine Ohr hauchte, ihn wiegte und über den weichen Flaum auf seinem Kopf strich. Der Kleine schrie jedoch unaufhörlich, woraufhin sie sich mit ihrem Kind in den Flur zurückgezogen hatte. Immer wieder gab die junge Mutter ihm die Brust und wiegte ihn in den Armen, doch er wollte sich nicht beruhigen lassen. Nervös sah Marie zum Kaminzimmer. Noch schlief ihr Bruder, es war aber nur noch eine Frage der Zeit, bis er aufwachen würde.

Marie seufzte schwer und schluchzte. In letzter Zeit waren sie satt geworden, dank William, der ab und zu losgezogen war, um zu stehlen. Sie wusste, es beschämte ihn, das tun zu müssen, aber sie war sehr froh, dass er es für seinen Neffen und seine Schwester tat. Da sie nun keinen Hunger mehr leiden mussten, war in den letzten Tagen fast eine Art Unbeschwertheit bei ihnen eingekehrt, die Marie seit einem halben Jahr nicht mehr verspürte. Fast hatte sie sich wieder wohl gefühlt so wie früher, war nahezu sorgenlos und blickte der Zukunft nicht mehr ganz so verzagt entgegen, da war ihr Sohn erkrankt. Er fieberte stark und brüllte nun bereits seit Stunden. Vor zwei Tagen schon war er ruhiger geworden und schlief viel, doch Marie hielt dies anfangs für einen Wachstumsschub. Mittlerweile jedoch hatte sie die traurige Gewissheit erlangt, dass eine Krankheit in seinem kleinen Körper wütete, die sich mit den üblichen Hausmitteln nicht vertreiben ließ. Seit dem heutigen Tag verweigerte er jede Nahrung und selbst das Wasser, das ihm Marie zuführen wollte.

Die junge Frau war verzweifelt und fand es ungerecht, die nächste Bürde tragen zu müssen. Schon wieder musste sie schlimme Ängste ausstehen, es wirkte beinahe, als würde

Gott ihr keine unbeschwerte Zeit gönnen. Anklagend blickte sie zu dem Kreuz an der Wand, das William bereits beinahe hatte verbrennen wollen, als es ihnen so schlecht gegangen war. Eine verkohlte Ecke an der Seite zeugte von diesem Vorhaben, Marie hatte William das Kruzifix entrissen, bevor die Flammen es verschlingen konnten.

»Wenn du mir meinen Sohn nimmst, dann führe ich das zu Ende, was mein Bruder begann«, flüsterte sie anklagend in die Richtung des Kreuzes und schämte sich sogleich für ihre Drohung gegen den Herrn.

Glücklicherweise wurden ihre Gedanken unterbrochen, als William durch die Tür kam. Er legte seiner Schwester behutsam eine Decke über die Schulter.

»Warum sitzt du hier im kalten Flur? Komm ans Feuer«, sagte er fürsorglich.

»Wir wollten dich nicht stören«, antwortete seine Schwester und wurde von dem Baby auf ihren Armen fast über-tönt.

William runzelte fragend die Stirn. »Was hat er nur? Er ist ganz rot ...«

Marie nickte. »Er fiebert.«

Zu Tode erschrocken blickte Will auf das Baby. »Er ist krank? Dann braucht er einen Arzt!«

Marie warf ihm einen Blick zu, den sie in den letzten Monaten öfter verwendete. Will nannte ihn den *Und-wovon?*-Blick. Hatte er für den Moment seine Armut vergessen, brach die Erkenntnis jetzt wieder mit aller Macht herein und ließ Wills Kiefer unterhalb seiner Haut energisch arbeiten. Er schlug mit der Faust auf den Tisch. »Wir müssen zu Geld kommen, es bringt nichts. Und wenn ich es stehle ...«

Von seinen Worten aufgerüttelt, entgegnete Marie: »Du bist doch lebensmüde ... Erwischen sie dich beim Klauen von Essen, kommst du vielleicht für eine Weile ins Gefängnis. Aber stiehlt du Geld und wirst erwischt, schlagen sie dir die Hand ab, oder sie richten dich gleich hin!«

»Bedenken! Bedenken! Immer hast du Bedenken! Und

wenn dein Kind stirbt? Sieh ihn dir an, er glüht und schreit seit Stunden, was eine Menge Kraft kostet. Marie, wenn wir uns das Geld nicht nehmen, wird uns niemand etwas geben. Keinen kümmert es, ob dieses Kind morgen noch lebt oder ob wir noch leben!«

William deutete dabei erst auf das Baby und dann auf seine Schwester und sich. Diese war jedoch offensichtlich abgelenkt und starrte aus dem Fenster.

»Marie?«, fragte er irritiert. Seine Schwester horchte auf.

»Verzeih, ich ... dachte, ich hätte einen Mann vor der Tür gesehen. Was hastest du gesagt?«

Will blickte zum Fenster. Es herrschte völlige Dunkelheit dort draußen. Er sah nichts, was außergewöhnlich war, schon gar keinen Mann davor, also begann er zu wiederholen, was er gesagt hatte: »Ich sagte, es wird uns niemand Geld ...« William brach den begonnen Satz ab. Siedend heiß fiel ihm die Begegnung mit Tristan wieder ein. Hatte er nicht etwas von Lohn gesagt? Sein Neffe war krank, jetzt würde er für Geld alles tun, und sei es, darum einem Vampir hinterher zu jagen, den es nicht gab. Für Marie völlig überraschend, stürzte William halbnackt aus der Tür und sah sich auf der Straße um. Niemand war dort.

»William?!«, kam es von drinnen fassungslos.

»Ich ... ich dachte, ich hätte auch etwas gesehen«, log William.

In Wahrheit hatte er gehofft, Tristan wäre es vielleicht gewesen, den seine Schwester gesehen hatte, doch die Straße war menschenleer, lediglich eine Katze huschte aufgescheucht davon. William schloss fröstelnd die Tür, rannte ins Kaminzimmer und begann, seine Sachen zusammenzuklauben.

»Was tust du denn? Wo willst du hin?«, fragte Marie.

John wand sich unruhig in ihren Armen.

»Ich muss fort ... Ich will sehen, dass ich Geld auftreiben kann.«

Binnen weniger Augenblicke war Will angekleidet und verschwand aus der Tür. Seine Schwester blieb zurück und

glaubte ihren Augen nicht trauen zu können.

Ein paar Tage später glaubte William fast zu verzweifeln. An jenem Abend, als er seine Schwester und seinen kranken Neffen so überstürzt verließ, hatte er Tristan nicht mehr gefunden. Also sah er sich dazu genötigt, das erste Mal in seinem Leben Geld zu stehlen. Sein Opfer war ein Betrunkener gewesen, der aus einem Wirtshaus getorkelt kam und keine besonderen Diebeskünste von Will abverlangte. Da der Mann aber bereits den Großteil seines Geldes versoffen hatte, blieb für William nur noch ein lächerlicher Rest. Er und Marie waren damit mit John zu einem Quacksalber gegangen, der den Titel eines Arztes nicht verdiente. Da er aber der Einzige war, den William von dem bisschen Geld bezahlen konnte, versuchten sie ihr Glück und folgten den dubiosen Ratschlägen des Mannes. Wie William schon beinahe erwartete, stellte sich bei John keine Besserung ein, ganz im Gegenteil, sein Zustand verschlimmerte sich noch.

William irrte daraufhin ziellos durch die Stadt wie ein herrenloser Hund. Immer wieder lief er die kleine Gasse ab, wo er Tristan getroffen hatte, doch dieser war unauffindbar. Schließlich fragte William irgendwelche Leute, die er zufällig traf, nach einem großen Mann mit braunen Augen, dunklen Haaren und einen schwarzen Ledermantel tragend, doch niemand konnte ihm wirklich helfen. Zumal diese Beschreibung eines Mannes nicht gerade eindeutig war, auf beinahe jeden Dritten hätte ein solches Aussehen zugetroffen. Der ein oder andere veralberte William darüber hinaus und schickte ihn in die falsche Richtung, manche Leute antworteten ihm gar nicht oder scheuchten ihn davon.

Eines Abends lehnte William kraftlos an einer Hauswand, nachdem er den ganzen Tag durch halb London geirrt war. Er wollte sich gerade in die Hütte aufmachen und bereitete sich innerlich darauf vor, seiner Schwester die traurige

Wahrheit mitzuteilen, die so aussah, dass er John wohl nicht würde retten können. In Williams Hals bildete sich ein schmerzhafter Kloß, als er an seinen kleinen Neffen dachte, der den Kampf gegen die Krankheit bald verlieren würde. Er war bereits schwach und wurde immer noch vom Fieber geschüttelt. Williams eigene Machtlosigkeit setzte ihm so sehr zu, dass sich unter seinen Augen dunkle Schatten bildeten und ihn älter aussehen ließen, als er war. William schüttelte energisch den Kopf. Er konnte es nicht! Er konnte nicht so nach Hause! Er blickte auf und wurde sich eines Mannes gewahr, der offensichtlich in Gedanken versunken die Straße entlangkam, direkt auf ihn zu. Seine Kleidung – besonders sein roter Mantel – wirkte fein, dieser Mann würde gewiss Geld haben. Wills Puls beschleunigte sich, als er den Entschluss fasste, diesen Mann zu bestehlen. Es würde das zweite Mal sein, dieses Mal jedoch war der Mann kein leichtes Opfer. Er würde also schnell sein müssen! William steckte die Hände in die Taschen seines Mantels und senkte den Blick, soweit er konnte, gerade so, dass er den Mann nicht aus dem Blickfeld verlor. Dann setzte er sich in Bewegung und ging ihm entgegen. Mit Sicherheit würde der Unbekannte das Geld in seiner Mantelinnentasche tragen. Doch auf welcher Seite? Der Mantel war offen, William war derartig aufgeregt, dass er sich nicht fragte, wieso dem so war bei dieser Kälte.

»Links«, entschied sich William unhörbar für den Unbekannten und spannte seine Muskeln an.

Als der Fremde jedoch fast vor ihm stand, verließ ihn sein Mut. Will war fast einen Kopf kleiner als dieser und um einiges schmaler. Dieser Mann würde ihm im günstigsten Fall nur den Arm brechen. Offensichtlich standen William seine Gedanken ins Gesicht geschrieben, denn der Mann wurde langsamer und fixierte ihn mit grauen, stechenden Augen.

William nahm die Hände aus den Taschen und führte blitzschnell einen anderen Plan aus, um keinen Verdacht zu erregen. »Bitte, Sir, einen Moment ... Darf ich Euch

etwas fragen? Ich suche einen Mann. Etwa so groß wie Ihr seid ... Mit einem schwarzen Mantel und einem Halstuch, das er gelegentlich vor dem Mund trägt. Er nannte einen Reim und meinte, mit dessen Hilfe würde ich ihn wiederfinden ...«, trug Will sein Anliegen vor und stotterte mühsam das herunter, was er noch von dem Reim behalten hatte. »Sein Name ist Tristan, den Nachnamen weiß ich nicht«, endete William und machte sich dazu bereit, dem Mann unauffällig aus dem Weg zu gehen, wenn dieser ihm gleich mitteilte, dass er nicht wusste, wen William meinte.

Eine schnelle Antwort bekam Will jedoch nicht. Stattdessen schien der Fremde etwas abzuwägen. Seine grauen Augen blitzten auf, und William meinte mit einem Mal, den Mann zu kennen, konnte sich aber nicht daran erinnern, wo er ihm schon einmal begegnet war.

Sein Gegenüber zögerte immer noch, so dass William noch einmal ansetzte und sich wünschte, diese seltsame Situation würde gleich zu Ende sein. »Bitte, Sir, ich flehe Euch an. Wenn Ihr mir nicht helft, stirbt mein Neffe vielleicht. Es ist sehr wichtig, dass ich den Mann finde!«

Im Gesicht des Angesprochenen regte sich etwas, das William nur selten zu Gesicht bekam: Mitgefühl. Der Mann strich sich über den kurzen Bart und verzog den Mundwinkel zu einem leichten Lächeln, in dem William jedoch auch etwas Wehmut zu erkennen glaubte. Will verstand nicht warum, aber das war nicht das einzige, was ihn ratlos machte. Dieser Mann vor ihm war gut gekleidet, dass so jemand, der offensichtlich nicht ärmlich war, mit einem Kerl wie ihm Mitgefühl zeigte, fand William äußerst beachtlich. Der Fremde legte Will seltsam vertraut die Hand auf die Schulter, dann sprach er leise, aber mit angenehmer Stimme: »Ja, ich kenne diesen Mann, der sich Tristan nennt. Dort entlang musst du gehen.«

William blickte fassungslos drein und fasste neue Hoffnung. »Seid Ihr sicher?«

Der Mann nickte und zeigte erneut in die vorher gewiesene Richtung. »Du musst nach einem Teufel Ausschau halten.«

»Nach einem Teufel?«, fragte William irritiert.

»Ja, ein Teufel in Gold, du wirst ihn erkennen. Geh nur einfach in die Richtung.«

Für einen kurzen Augenblick fragte Will sich, ob sich auch dieser Fremde einen Scherz mit ihm erlaubte. Doch dessen Augen wirkten so ehrlich, und William war so verzweifelt, dass er diesen letzten Versuch unternehmen wollte, Tristan zu finden. Sein Herz hüpfte vor Freude, vielleicht konnte er John doch noch retten!

William strahlte über das ganze Gesicht und sagte zutiefst bewegt: »Habt vielen Dank, ich werde Euch das nie vergessen, darauf gebe ich Euch mein Wort! Gott beschütze euch!«

Der Mann blickte William nach, als dieser in die gewiesene Richtung davon eilte. »Ich hoffe, du wirst dein Wort auch halten, wenn wir uns noch einmal begegnen und du weißt, wer ich bin und was ich getan habe, William Wright«, raunte der Fremde, ohne dass seine Worte bei irgendwem Gehör fanden.

Die Augen des Mannes leuchteten für einen winzigen Moment irisierend auf, wie die einer Katze bei Nacht.

Es waren Richards Augen.

Atemlos kam William die Straße entlang gelaufen und drehte sich hastig um, als sie vor dem Rathaus endete.

Hatte er etwas übersehen? Der Fremde hatte ihm diese Richtung gewiesen, aber kein goldener Teufel war ihm bisher begegnet.

»Verdammt!«, stieß er aus und trat gegen einen kleinen Schneehügel. Er hatte keine Ahnung, wie es nun weitergehen sollte und stützte sich unglücklich auf das Treppengeländer. Unbeabsichtigt gab er einen kehligen Laut von sich, der dem eines Schluchzen glich. Sollte er umkehren und den Fremden noch einmal suchen? Oder sollte er sich doch geschlagen geben und gleich nach Hause gehen? Er stemmte sich von dem Geländer ab und blickte sich noch einmal um, ehe er einen Entschluss fassen wollte. Plötzlich

fiel ihm eine Tür auf, die unauffällig am Ende einer hinabführenden Treppe in ein Gebäude wies. Eigentlich hätte sie ihn nicht weiter interessiert, aber über dem oberen Türrahmen prangte eine steinerne Tafel, die Williams Blick anzog.

Er ging ein paar Schritte darauf zu, um besser sehen zu können. Grünspan hatte sich in die einst hellen Lettern gesetzt, hob sie aber dadurch nur noch deutlicher hervor. Dann sah er ihn. Beinahe hätten die Rosenzweige, die über der steinernen Tafel kreuz und quer an der Wand entlang wuchsen, verhindert, dass William ihn erblickte. Ein kleiner, dicker Teufel hing über der Steinplatte und schien sie zu halten. Im Gegensatz zu den Lettern der Schrift, war er nicht verwittert, sondern glänzte golden, als hätte man ihn gerade frisch poliert. Er wirkte in seiner Gestalt wie eine Putte, nur eben die dunkle Version davon, worauf die Hörner, der Schwanz und die geschlitzten Pupillen in den Augen hinwiesen.

William versuchte, den Text darüber zu entziffern. Seine mangelnden Lesekünste machten ihm dabei jedoch zu schaffen. Es war notwendig, dass er jeden Buchstaben einzeln an den vorigen reihte. Dabei war es schwer für ihn, den Sinn des Wortes zu erfassen. Jedes Mal, wenn er glaubte, ein Wort entschlüsselt zu haben, ging er in Gedanken die möglichen Bedeutungen durch. Wenn er merkte, dass er sich irrte, da das Wort in dem Zusammenhang keinen Sinn ergab, war es notwendig, das gesamte Wort noch einmal zu bilden und dessen Sinn neu zu interpretieren.

Es war eine mühselige Arbeit, die lange dauerte, doch als er sie beendet hatte, klopfte sein Herz vor Aufregung. Haussprüche waren nichts Besonderes, dieser hier schon. In goldenen Lettern, gehalten von dem kleinen Teufel darüber, stand geschrieben: *'Das ist das beste auf der Welt, dass Tod und Teufel nimmt kein Geld, sonst müsste mancher arme Gesell für den Reichen in die Höll.'*

Ohne weitere Zeit zu verlieren, hastete er die Treppe hin-

unter und rutschte beinahe auf den glatten Stufen aus. Zum Glück fing er sich am Treppengeländer und setzte – nun aber behutsamer – seinen Weg fort auf die Tür zu. Sie ging beinahe geräuschlos auf. Dahinter erwartete William eine kalte Finsternis, doch er zögerte nicht, ihr entgegenzutreten.

Vorsichtig ging er den dunklen Gang entlang, der in einem sanften Winkel abwärts führte. Ein typisches Kellergewölbe, kalt und oben rund wie ein Maulwurfstunnel, erstreckte sich um ihn herum. Er blickte sich immer wieder vorsichtig mit zusammengekniffenen Augen um, denn er konnte nur schwerlich etwas erkennen. Als William die erste Biegung hinter sich hatte, wurde es etwas heller, denn ab hier waren in einigen Abständen Fackeln an den Wänden angebracht. Sie brannten ruhig vor sich hin, kein Luftzug störte ihr Lichtspiel. Jemand musste also hier sein und sie entzündet haben.

William schluckte, er kam sich vor wie ein winziges Tier, das durch einen nicht enden wollenden Sarg spazierte.

Hier war es nicht nur dunkel und kalt, der Gedanke, dass er immer weiter unter die Erde ging, ängstigte ihn, und die ihn umgebende Grabesstille machte ihn nervös.

Keine Fenster oder Türen befanden sich in der Wand. Für sehr lange Zeit sah er nichts außer den Fackeln und dem leicht abwärts führenden Weg. William fröstelte und drehte sich um. Hinter sich erblickte er dieselben Bilder wie vor sich, nur dass der Weg hinaufführte. Er widersetzte sich der Verlockung umzukehren und ging weiter hinunter. Er fragte sich, wohin dieser Weg führen würde. In ein anderes Gebäude, war Wills Vermutung. Hier unten hatte er viel Zeit zum Nachdenken. Er begann daran zu zweifeln, ob er das Richtige tat. Wieder kam ihm in den Sinn, dass er Tristan nicht gerade vertrauenerweckend fand. Was, wenn er ihn in eine Falle hatte locken wollen? William schüttelte den Kopf. Nur wozu? Was konnte jemand wie Tristan mit ihm anfangen? Im nächsten Moment fragte sich William,

weshalb eine organisierte Gruppe, die Vampire jagte, ihren Treffpunkt für Jedermann – und für jeden Vampir – ganz offensichtlich mitten in der Stadt haben sollte. War das nicht gewagt? Doch auch diese Frage beantwortete er sich selbst: Halte den Menschen, was sie suchen, genau unter die Nase, und sie werden es nicht finden. Wahrscheinlich verhielt es sich bei Vampiren ebenso. Williams Kopf war für den Moment beruhigt, aber sein Herz hämmerte mit jedem Schritt schneller gegen die Brust. Er blieb stehen, drehte sich wieder um und haderte erneut mit sich selbst. Sollte er umkehren? Er dachte an John, er brauchte mehr Geld für jetzt und die Zukunft. Niemand sonst gab ihm Arbeit ... Mit einer Miene, die entschlossener wirkte, aber mit zögernden Schritten, setzte er seinen Weg fort.

»Von allen Wundern, die ich je gehört, scheint mir das größte, dass sich Menschen fürchten, da sie doch sehn: der Tod, das Schicksal aller, kommt, wann er kommen soll«, zitierte William leise seinen Namensvetter, um sich Mut zu machen.

»Ein weiser Spruch, woher habt Ihr ihn?«, hörte William eine vertraute Stimme. Erst jetzt bemerkte er eine im Stein seitlich eingelassene offene Tür. Tristan stand, eine Fackel in der Hand, darin, als erwartete er ihn. Er trug lediglich eine Hose und ein Hemd.

»Shakespeare«, antwortete William.

Tristan lächelte. »Dann seid Ihr ein Freund des geschriebenen Wortes, aber könnt nicht gut lesen? Beachtlich.«

»Meine Mutter las mir damals aus seinen Werken vor«, erklärte William.

Tristan machte ein erstauntes Geräusch. »Ah, und hat sie Euch nach ihm benannt?«

William nickte, obwohl er das nicht gerne zugab. Er war nach einem großen Schriftsteller benannt, aber unterschied sich so gänzlich von diesem. Sein Vater hatte damals zwar versucht, ihm Lesen und Schreiben beizubringen, selbst ein Lehrer hatte es einmal mit ihm versucht und Marie ebenfalls, aber irgendwie war er nie gut darin geworden.

Darüber hinaus war er nicht fähig, sich Geschichten aus-zudenken, er konnte lediglich die von anderen wiedergeben. Das allerdings beherrschte er gut, an beinahe jede Geschichte, die ihm seine Mutter erzählt hatte, erinnerte er sich.

William wurde aus seinen Gedanken gerissen, als große Hitze sein Gesicht traf.

Tristan leuchtete ihn mit der Fackel an, die er in den Händen trug und fragte: »Und was führt Euch zu uns?«

William strich sich verlegen über den leichten Bartansatz in seinem Gesicht. Jetzt machten sich wieder die Sorgenfalten auf seiner Stirn breit.

»Ich möchte auf Euer Angebot zurückkommen. Gleichzeitig möchte ich Euch bitten, mir etwas Geld vorzustrecken, denn mein Neffe ist sehr krank. Ich versichere Euch, ich werde alles, was Ihr mir gebt, abarbeiten!«

Tristan bewegte sich nicht. Er lauschte den Worten seines Gegenübers und erkannte den bittenden Unterton darin. Dann drehte er sich um und blickte in den Raum hinter sich, aus dem leises Gemurmel drang. Erst jetzt fiel Will auf, dass der Rauch einer Zigarre nebelig aus der Tür waberte und sich seinen Weg hinaus in den steinernen Gang bahnte, in dem sie standen. Er konnte das angenehme Aroma des Tabaks riechen und linste neugierig in den Eingang hinein.

»Geld kann ich Euch nicht vorstrecken, William ...«, antwortete Tristan, er setzte aber sogleich wieder zum Reden an, als er sah, dass Will verzweifelt den Kopf hängen ließ: »Wenn Euer Neffe krank ist, dann schicke ich einen Arzt zu ihm. Bei uns arbeitet einer.«

William horchte auf und sah ihn fassungslos an. »Ist er ... gut?«

Tristan, schon beinahe beleidigt, schob seinen Unterkiefer vor, verzieh ihm diese törichte Frage jedoch gleich wieder. »William ... Zum einen ist es nicht klug, dass jemand, mittellos wie du, nach einem Arzt sucht, der der Beste der Stadt sein soll...«

William wollte gerade protestieren, aber Tristan hob die Hand und sprach weiter: »Zum Anderen IST er ein guter Arzt, denn er hat jeden von uns Jägern schon einmal versorgt. Doktor Thomas Brewster begleitet uns bei der Jagd und steht uns, wenn nötig, mit medizinischer Hilfe zur Seite«, erklärte Tristan. Hinter ihm erschien ein älterer, untersetzter Mann mit langem Bart, wenig Haaren und einer Brille auf der Nase. William fand, dass ihn die lange, gebogene Nase gebildet wirken ließ. Sein Anzug war schwarz und staubig, so hatte sich Will immer einen Gelehrten vorgestellt.

»Hörte ich meinen Namen?«, fragte der alte Mann und nippte an einem Glas Wein.

»Ganz recht, Thomas! Der Neffe des jungen Herrn braucht medizinische Hilfe«, sagte Tristan und legte dem Alten die Hand auf die Schulter.

»So?« Der Doktor zog seine Brille nach vorn über die Nase und musterte William, indem er darüber linste. »Und wie will der junge Herr zahlen?«

Tristan warf Doktor Brewster einen eindringlichen Blick zu. »Es ist in Ordnung, Thomas, geh mit ihm, aber bring ihn danach wieder hierher.«

Der Alte murmelte etwas in seinen Bart und schnaubte. William fand ihn nicht gerade freundlich, aber Freundlichkeit war auch keine Priorität. Er war überglücklich, jemanden gefunden zu haben, der ihm helfen konnte. Doktor Brewster verschwand wieder in dem Zimmer und holte einen abgewetzten Arztkoffer.

»Vorwärts, junger Mann!«, ordnete der Doktor an, als er aus der Tür getreten war.

Tristan hatte sich mit der Schulter gegen die Wand gelehnt und beobachtete, wie die beiden Männer im Dämmerlicht des Ganges verschwanden. Will hatte es sehr eilig, der Doktor kam offensichtlich kaum hinterher.

Tristan lächelte und ging in das Zimmer zurück.

Einige Zeit später öffnete er seine Taschenuhr und blickte

auf die Zeiger. Fast 23 Uhr. Er ließ sich wieder in den Sessel fallen und ballte die rechte Hand locker zur Faust. Auf der Fläche zwischen seinen Fingergelenken lag eine kleine rostige Münze, die er von Finger zu Finger balancierte. Er seufzte. Noch immer war weder William noch der Doktor zurückgekehrt. Die Gesellschaft hatte sich weitgehend aufgelöst, nur Bell, die eigentlich Annabell hieß, und der ruhige und schüchterne Theodor saßen noch am Tisch und unterhielten sich leise. Kurz nachdem Tristan auf die Uhr geschaut hatte, vernahm die kleine Gruppe Geräusche auf dem Gang. Tristan stürzte blitzartig zu einem Schreibtisch, auf dem ein Gerät stand, in dessen Mitte sich eine Phiole mit farbiger Flüssigkeit befand. Bell horchte auf, und Theodor griff instinktiv in seine Tasche.

»Blau«, teilte Tristan erleichtert mit. Die Anspannung, die sich plötzlich breit gemacht hatte, fiel von allen Beteiligten genauso schnell ab, wie sie gekommen war.

William und der alte Arzt betraten den Raum. Tristan gab dem Neuankömmling einen Moment Zeit, um sich umzusehen. Der junge Mann glaubte seinen Augen nicht zu trauen. Dies war nicht nur ein Raum, eher eine Halle. Sie war durch Regale abgetrennt und mit den verschiedensten Dingen vollgestopft. Regale, doppelt so hoch wie William, ragten zuhauf an der linken Seite des Raumes empor. Arbeitstische mit Geräten und Notizbüchern standen überall in der Halle verteilt, auf der rechten Seite erkannte Will einen metallenen Tisch, auf dem fein säuberlich Messer und Zangen in den verschiedensten Sorten lagen. Karten waren an den Wänden angebracht, Skizzen und Zeichnungen von Menschen. An einer anderen Wand konnte William Waffen aller Art sehen. Dosen, teilweise durchsichtig, enthielten Pülverchen und Inhalte, die William von dort, wo er sich aufhielt, nicht erkennen konnte. Sie standen überall herum.

»Was ist das hier?«, fragte William und sog die schwere Luft ein. Sie war geschwängert von Rauch und dem starken Geruch nach Kräutern und altem Papier. William

machte einen Schritt vorwärts. Die alten Dielen knarrten unter seinem Gewicht.

»Alles. Hier arbeiten wir, besprechen und forschen«, antwortete Tristan.

»Zuerst einmal möchte ich dir Annabell und Theodor vorstellen.«

Die beiden Genannten nickten William zu. Dieser erwiderte nur kurz den Gruß, viel zu sehr war er mit den ganzen Eindrücken beschäftigt, die ihn erreichten. Noch nie hatte er etwas Vergleichbares zu dem hier gesehen. Tristan faltete die Hände und ging in einem kleinen Gang zwischen einem Tisch und einem Regal auf und ab.

»Wie geht es deinem Neffen?«, versuchte er nach einer Weile das Gespräch wieder aufzunehmen.

William hockte gerade vor einer Sanduhr, in der sich merkwürdigerweise kein Sand befand. Will richtete sein Augenmerk auf deren Glaskolben, der wunderbarlich eingefasst war.

»Hier ist nichts drin«, stellte er fest. Er konnte sich nicht satt sehen an den vielen Dingen, die ihn hier umgaben, und wollte bereits zu weiteren Erkundungen ansetzen, noch ehe eine Erklärung kam. Doktor Thomas Brewster lächelte hinter seiner Brille.

»Doch, dort ist ein Gas drin.«